

AMERINDIAN RESEARCH

Zeitschrift für indianische Kulturen von Alaska bis Feuerland



WIE IN EUROPA EIN NEUES INDIANERBILD ENTSTAND

Die ersten veröffentlichten Indianerportraits von Karl Bodmer



VOJTA NÁPRSTEK

und die Dakota-Bisonrobe im Náprstek Museum in Prag



DER LANDSCHAFTSMALER THOMAS COLE

und die Gesellschaftskritik in seinen Werken



WEIHNACHTEN IN MEXIKO

Ein Beispiel lebendiger Volkskultur



REZENSIONEN | KURZBERICHTE | AUSSTELLUNGEN

Zentrales Coverbild:

"Chef der Blutindianer / Crih-Indianerin". Handkolorierte Lithographie nach Vorlagen von Karl Bodmer. Aus: Heinrich Rudolf Schinz, Naturgeschichte und Abbildung der Menschen und der Säugethiere, Zürich 1840, Taf. 36.
(Bitte beachten Sie den Beitrag ab S. 202 in diesem Heft.)

gedruckt von:

printmanufaktur
Gewerbstraße 21
23942 Dassow
Tel. 0800-3335548
info@printmanufaktur.de

Impressum:

AmerIndian Research.
Zeitschrift für indianische Kulturen von Alaska bis Feuerland.
ISSN: 1862-3867
Gegründet im Jahr 2005.

Fremdsprachige Übersetzung der Einleitungen, sofern nicht von den Autoren geliefert, von Robert A. Oeser, Brattleboro, VT / USA (englisch) und Angelika Danielewski (spanisch).

Die Preisangabe dieser Zeitschrift (inklusive Versand) gilt für Deutschland.

Verlag:

Dr. Mario Koch (Eigenverlag, nicht im Handelsregister eingetragen)
Bergstr. 4, 17213 Fünfseen / OT Rogeez
Tel. 039924-2174 (abends), E-Mail: kontakt@amerindianresearch.de
Homepage: <http://www.amerindianresearch.de>
Herausgeber und Chefredakteur: Dr. Mario Koch
Redaktionsteam: Prof. Dr. Ursula Thiemer-Sachse, Rudolf Oeser
Satz und Layout: Rudolf Oeser

Redaktionsanschrift:

AmerIndian Research, Dr. Mario Koch, Bergstr. 4, 17213 Fünfseen/OT Rogeez

Copyright beim Verlag. Für gezeichnete Beiträge liegen die Rechte bei den Autoren, ansonsten beim Verlag. Manuskript-einsendungen müssen frei von Rechten Dritter sein. Keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge.
Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert werden. Alle gezeichneten Beiträge geben die Meinungen bzw. das Sachwissen der Autoren wieder und müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen.

Bankverbindung:

Commerzbank Rostock-Roggentin
Konto 190 99 77 01 BLZ 130 400 00
BIC: COBADEFFXXX IBAN: DE47 1304 0000 0190 99 77 01



Liebe Leserinnen und Leser,

vielleicht haben Sie davon erfahren: die traditionsreiche Zeitschrift "European Review of Native American Studies" (ERNAS), herausgegeben von Christian Feest, hat das Erscheinen eingestellt. Das erinnert uns an die Schwierigkeit, vor dem Hintergrund wirtschaftlicher Zwänge immer wieder mit interessanten Beiträgen eine treue Leserschaft bei der Stange zu halten. Denn die Interessenlage ist vielschichtig, die Ansprüche hinsichtlich des wissenschaftlichen "Schwierigkeitsgrades" der Beiträge sind, wie wir wissen, sehr unterschiedlich.

Die bisherige Resonanz unserer Leser gibt uns aber Grund, optimistisch in die Zukunft zu blicken. So können wir mit diesem Heft die zweite Ausgabe vorlegen, in der einige Innenseiten farbig gedruckt sind, und das visuelle Erscheinungsbild unserer Zeitschrift bei unverändertem Verkaufspreis schrittweise verbessern. Besonders freuen wir uns aber, mit diesem Heft wieder interessante Beiträge vorstellen zu können.

Peter Bolz (Ethnologisches Museum Berlin/Dahlem) hat uns einen reich bebilderten Beitrag geliefert, der anhand der ersten veröffentlichten Indianerportraits von Karl Bodmer die Entstehung eines neuen Indianerbildes erläutert. Breites Interesse dürfte auch der Beitrag über die im Náprstek-Museum in Prag ausgestellte Bisonrobe der Dakota finden. Wir lernen den amerikanischen Landschaftsmaler Thomas Cole kennen und schließlich stimmt uns ein Beitrag von Katrin Müller de Gámez auf das bevorstehende Weihnachtsfest ein.

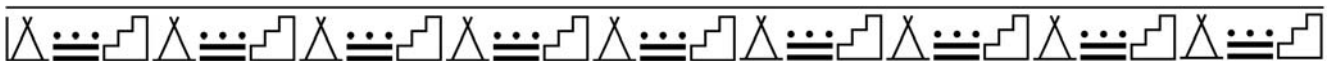
In diesem Sinne wünschen wir Ihnen einen guten Jahresausklang und hoffen, Sie auch im nächsten Jahr wieder zu unseren treuen Lesern zählen zu dürfen.

*Ihr Redaktionsteam,
Dr. Mario Koch*

Inhalt:

<i>Peter Bolz</i>	Wie in Europa ein neues Indianerbild entstand: Die ersten veröffentlichten Indianerportraits von Karl Bodmer	S. 202
<i>Kateřina Klápřťová</i>	Vojta Náprstek und die Dakota-Bisonrobe im Náprstek Museum in Prag	S. 215
<i>Joest Leopold</i>	Hudson River School: Über die Gesellschaftskritik im Werk von Thomas Cole	S. 225
<i>Katrin Müller de Gámez</i>	Weihnachten in Mexiko – Ein Beispiel lebendiger Volkskultur	S. 234
<i>Stephan Augustin</i>	HMS Investigator und der Dolmetscher Johann August Miertsching	S. 240
<i>Berichte / Informationen</i>	Über den Sinn und Unsinn der Indianistik Zum Problem einer "filosofía indiana"	S. 242 S. 249
<i>Rezensionen</i>		S. 260

Außerdem finden Sie Termine und Informationen zu aktuellen Ausstellungen.



Wie in Europa ein neues Indianerbild entstand: Die ersten veröffentlichten Indianerportraits von Karl Bodmer

Peter Bolz

Bereits ein Jahr nach der Rückkehr des Prinzen Maximilian zu Wied und Karl Bodmers von ihrer Nordamerika-Reise hat der Naturhistoriker Heinrich Rudolf Schinz drei Indianerportraits Bodmers als Lithographien veröffentlicht. Mit dieser und den folgenden Publikationen leistete Schinz einen wesentlichen Beitrag zur Veränderung des Indianerbildes in Europa. Darüber hinaus vermittelt dieser Artikel erstmals eine Gesamtschau aller Bodmer-Lithographien, die Schinz zwischen 1835 und 1845 herausgegeben hat.

Only one year after Prince Maximilian zu Wied and Karl Bodmer had returned from their North American travels, the naturalist Heinrich Rudolf Schinz published three of Bodmer's Indian portraits as lithographs. With these and his following publications Schinz made a major contribution to the change of the Indian image in Europe. In addition, this article provides for the first time a complete overview of all the Bodmer-lithographs published by Schinz between 1835 and 1845.

Sólo un año después de haber regresado el príncipe Maximilian zu Wied y Karl Bodmer de su viaje a Norteamérica el historiador natural Heinrich Rudolf Schinz ya publicó tres litografías a partir de retratos de indios hechos por Bodmer. Con esta publicación y las que siguieron Schinz contribuyó de manera fundamental al cambio de la imagen que en Europa se tenía del indio. Además este artículo da un cuadro sinóptico de todas las litografías de Bodmer editadas por Schinz entre 1835 y 1845.



Abb. 1: Heinrich Rudolf Schinz (1777-1861).
Lithographie aus: Naturforschende Gesellschaft Zürich 1863.

Die Aquatinta-Stiche nach den Aquarellen von Karl Bodmer aus dem Reisewerk des Prinzen Maximilian zu Wied, die zwischen 1839 und 1843 zur Illustrierung der zweibändigen Textausgabe erschienen sind, gelten heute als Raritäten, die für Sammler und Liebhaber dieses Genres immer unerschwinglicher werden.

Neben diesen Stichen gibt es eine Anzahl von weit preiswerteren Lithographien nach Vorlagen von Karl Bodmer (1809-1893), die etwa zur gleichen Zeit veröffentlicht wurden. Herkunft und Erscheinungsdatum dieser frühen Bodmer-Drucke sind selbst vielen Experten und Sammlern ein Rätsel, da sie als Einzelblätter im Kunst- oder Antiquariatshandel auftauchen und somit keiner bestimmten Publikation zuzuordnen sind. Ihr besonderes Merkmal besteht in der seitenverkehrten Wiedergabe der Motive.

Diese Drucke entstammen alle der Lithographischen Anstalt von J. Honegger in Zürich und wurden in den Jahren 1835 bis 1845 veröffentlicht. Herausgeber war der Arzt und Naturhistoriker Heinrich Rudolf Schinz (1777-1861), ein Freund und Vertrauter des Prinzen Maximilian zu Wied (1782-1867), der an der Universität Zürich lehrte und gleichzeitig die zoologische Sammlung der Naturforschenden Gesellschaft dieser Stadt betreute. In dieser Eigenschaft verfasste er zahlreiche Werke über Säugetiere, Vögel, Amphibien und Fische, die als Lehrbücher für Schulen und Universitäten gedacht und daher stets großzügig mit Lithographien illustriert waren.

Das früheste Werk von Schinz, in dem Menschen außereuropäischer Kulturen als Teil der Naturgeschichte der Säugetiere behandelt werden, erschien 1824, also 15 Jahre bevor Prinz Maximilian damit begann, sein Reisewerk aus Nordamerika zu veröffentlichen. Schinz beschreibt darin auch die "Amerikanische Rasse", das heißt die indigenen Völker

Nord- und Südamerikas. Da Schinz nie nach Übersee gereist war, kannte er nur die Darstellungen aus den Berichten von Reisenden und Forschern, aus denen er sein Bild der damals bekannten außereuropäischen Welt zusammensetzte. Die in einem Zeitraum von 21 Jahren in unterschiedlichen Auflagen und Ausgaben erschienenen Werke von Schinz sind somit auch ein Spiegelbild des damals in Europa vorhandenen Wissens über fremde Völker und Kulturen. Sie sind exemplarisch für den Wandel, den das Bild dieser Völker in kurzer Zeit durchgemacht hat, vor allem in Bezug auf die Darstellung der Indianer Nordamerikas. Durch seine Freundschaft mit Prinz zu Wied gelangte Schinz an Informationen und an Bildmaterial über die Völker im Inneren Nordamerikas, über die zur damaligen Zeit kein anderer europäischer Gelehrter verfügte. Aus diesem Grunde ist es geradezu faszinierend zu beobachten, wie Schinz dieses Wissen nutzte und in seinen Publikationen wiedergab. Es handelt sich hier um das eindrucksvollste Beispiel, wie der Reisebericht des Prinzen zu Wied und die bisher in Europa noch nie gesehenen Bilder Karl Bodmers in kürzester Zeit das Indianerbild des Naturhistorikers Heinrich Rudolf Schinz und damit auch das seiner überwiegend deutschsprachigen Leserschaft geradezu auf den Kopf stellte.

Als Schinz 1824 seine erste Ausgabe der "Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere" in Brodtmanns lithographischer Kunstanstalt in Zürich veröffentlichte, enthielt diese 17 Tafeln mit Abbildungen von Menschen außereuropäischer Kulturen, davon zwei mit Darstellungen von indigenen Bewohnern Nordamerikas. Auf Tafel 7 waren zwei "Bewohner von Nordwest-Amerika" abgebildet, unten ein "Mann aus Nutka Sund", oben ein "Mann aus Prinz Williams Sund". Die Vorlagen stammten aus dem Atlas von James Cooks dritter Reise, erschienen 1784. Die Originalzeichnungen zu den Stichen in diesem Reisewerk hatte der aus der Schweiz stammende Maler John Webber angefertigt. Da die Berichte über die Reisen von James Cook in kürzester Zeit in ganz Europa Verbreitung fanden, waren die Bewohner der Nordwestküste und Alaskas für Schinz ein Begriff, auch wenn er sie damals zusammen mit den Bewohnern Kamtschatkas noch als "Caucasischen Stamm" klassifizierte.

Die Tafel 8 zeigte das Portrait des Mohawk-Führers Tayadaneega, von den Briten Joseph Brant genannt. Brant weilte 1776 in England, wo der Maler George Romney ein Bild von ihm malte, auf dem er einen der damaligen Mode der Irokesen entsprechenden Kopfschmuck aus Straußenfedern trug. Reproduktionen dieses Gemäldes wurden in Form von Stichen in zeitgenössischen Publikationen verbreitet, so dass Brant damals in Europa als "typischer" Vertreter seiner Rasse galt.

In der 1827 erschienenen zweiten verbesserten Auflage seiner "Naturgeschichte der Säugethiere" veröffentlichte Schinz wiederum die beiden oben genannten Tafeln und fügte als weiteren Vertreter der "Amerikanischen Rasse" noch ein Portrait des Seminole-Häuptlings Micco Chlucco hinzu, das er einem kurz zuvor erschienenen Reisebericht entnommen hatte.

In diesen beiden Versionen seiner "Naturgeschichte" schildert Schinz die Indianer Nordamerikas als eine vom Aussterben bedrohte Rasse, die vor allem mit dem Problem des Alkoholmissbrauchs zu kämpfen hat. Die bruchstückhaften Informationen, die ihm damals zur Verfügung standen, ergaben für ihn kein klares oder gar differenziertes Bild der Ureinwohner Nordamerikas, so dass er fast resigniert schreibt: "Die unendliche Verschiedenheit ihrer Sprachen macht die Muthmassungen ihrer Herkunft um so schwieriger" (Schinz 1827: 26). Da die Expedition von Lewis und Clark quer durch den amerikanischen Kontinent in den Jahren 1804 bis 1806 zunächst nur unvollständig und ohne Bildmaterial publiziert worden war, gab es in Europa damals so gut wie keine brauchbaren Informationen über die Stämme westlich des Mississippi. Aus der Perspektive von Schinz bestanden die Indianer Nordamerikas daher lediglich aus den Völkern der Westküste und des östlichen Waldlandes. Dazwischen befand sich eine Art von menschenleerer Wüste, die selbst auf amerikanischen Landkarten als "Great American Desert" bezeichnet wurde.

Die erste Veröffentlichung von Bodmers Indianerbildern

Die Verbindung von Prinz Maximilian zu Wied und Heinrich Rudolf Schinz geht auf eine Bildungsreise des Prinzen in die Schweiz und nach Italien zurück, bei der er 1808 in Zürich erstmals mit Schinz zusammentraf. Die beiden Gelehrten hatten im Fach Naturgeschichte offenbar gleichartige Interessen, und daraus entstand eine lebenslange Freundschaft, die besonders in den 425 Briefen zum Ausdruck kommt, die der Prinz zwischen 1809 und 1860 an Schinz schrieb und die heute in der Zentralbibliothek in Zürich aufbewahrt werden. In diesen Briefen hatte Maximilian seinem Freund über die Ergebnisse seiner ersten großen Forschungsreise nach Brasilien berichtet, die von 1815 bis 1817 stattfand. Später hat er ihm ausführlich seine Vorbereitungen für die geplante Nordamerika-Reise geschildert, vor allem, dass er auf dieser Reise den aus Zürich stammenden jungen Maler Karl Bodmer mitnehmen wollte.

Nachdem Wied und Bodmer im August 1834 von ihrer Nordamerikareise zurückgekehrt waren, war Schinz einer der ersten, der die wissenschaftliche Ausbeute dieser Reise begutachten konnte. Er reiste im



Abb. 2: Bewohner von Nordwest-Amerika.
Lithographie aus: Schinz 1827, Taf. 7.

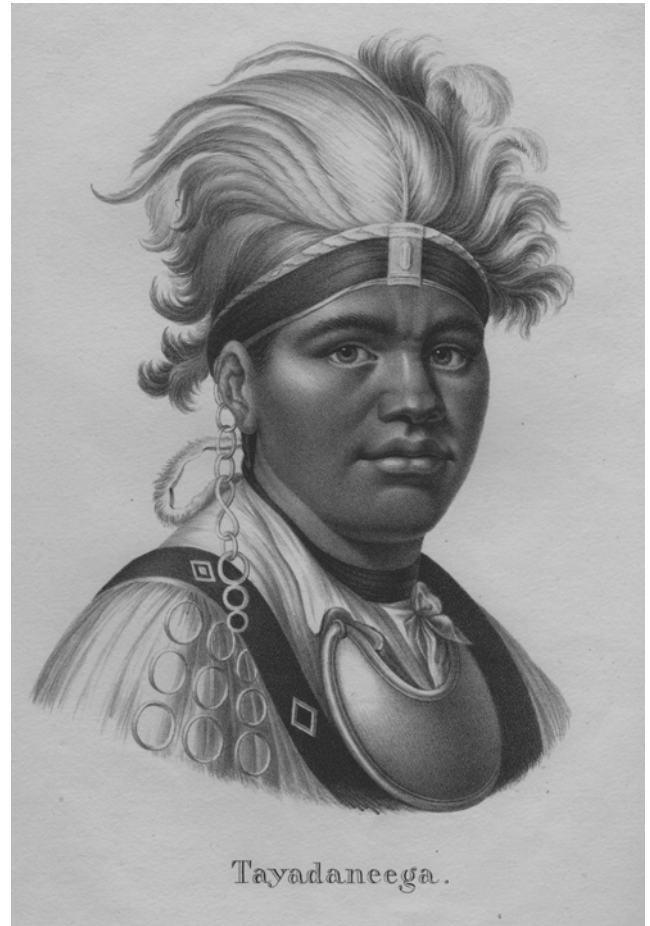


Abb. 3: Tayadaneega (Joseph Brant).
Lithographie aus: Schinz 1827, Taf. 8.



Abb. 4: Wah Menitu, ein Dakota / Ein Muskole [Muskoke]. Lithographie aus: Schinz 1835, Taf. 46.



Abb. 5: Makuie-Poka, Sohn des Wolfen. Handkolorierte Lithographie aus: Schinz 1835, Taf. 47.

September 1834 nach Neuwied und war von der Qualität der etwa 400 Aquarelle Bodmers so begeistert, dass er sogleich eine Anzahl davon für die Neuauflage seiner "Naturgeschichte" auswählen wollte. Bodmer musste ihn dabei etwas bremsen, da er beabsichtigte, seine Bilder zunächst selbst auszuwerten, und man einigte sich schließlich auf drei, die Schinz verwenden durfte (Läng 1976: 127-129).

So kam es, dass Schinz der erste war, der eine Auswahl von Indianerdarstellungen Karl Bodmers als Lithographien veröffentlicht hat, etwa vier Jahre bevor Prinz Maximilian die erste Lieferung seines aufwändigen Reisewerkes herausbringen konnte. Schinz publizierte im Jahre 1835 eine völlig umgestaltete Neuausgabe seiner "Naturgeschichte", in der er jetzt den Menschen in den Mittelpunkt stellte. Sie erschien nun unter dem neuen Titel "Naturgeschichte und Abbildungen der Menschen und der Säugethiere" in einem anderen Verlag, der Lithographischen Anstalt von J. Honegger in Zürich. Darin sind 63 Lithographien mit Darstellungen von Menschen aus allen Teilen der Welt enthalten, davon vier von Indianern Nordamerikas. Die erste zeigt einen Indianer des östlichen Waldlandes, den Schinz aus dem 1770 entstandenen Gemälde von Benjamin West, "The Death of General Wolfe", übernommen hatte. Die Bildunterschrift bezeichnet ihn schlicht als "Nordamerikaner". Offensichtlich wollte Schinz damit weiterhin die Waldland-Indianer in seinem Werk vertreten wissen, während die Bewohner der Westküste für ihn schon keine Rolle mehr spielten. Die drei anderen Darstellungen sind nach Original-Aquarellen Karl Bodmers lithographiert, allerdings jeweils seitenverkehrt, und mit dem Namen Bodmers als Urheber versehen. Auf Tafel 46 sind im Querformat nebeneinander unter der Überschrift "Indianer" die beiden Portraits von "Wah Menitu, ein Dakota" und "Ein Muskole" abgebildet. Bei letzterem handelt es sich um Wakusasse von den Fox oder Muskoke, wie Prinz zu Wied sie nennt. Die Bezeichnung "Muskole" ist ein Schreibfehler des Lithographen, wie er in den Bildunterschriften dieser offenbar sehr schnell ausgeführten Drucke immer wieder vorkommt. Wakusasse wurde später in dem Reisewerk des Prinzen zu Wied auf Tafel 3 abgebildet und dort als "Musquake Indianer" bezeichnet, während Wah Menitu in Band 1 (S. 363) der Textbände lediglich als Holzschnitt wiedergegeben ist. Noch eindrucksvoller ist das Portrait auf Tafel 47. Es zeigt in ganzseitiger Abbildung "Makuie-Poka, Sohn des Wolfen", einen Piegan-Blackfoot, den Bodmer im August 1833 bei Fort McKenzie im heutigen Montana portraitiert hatte. In Wieds Reiseatlas kommt er nicht vor, so dass die Lithographie bei Schinz die einzige zeitgenössische Abbildung von ihm geblieben ist.

Schinz war sich sicherlich bewusst, dass er hiermit erstmals ein authentisches Portrait eines Indianers aus dem fernen Westen Nordamerikas veröffentlicht hat. Daher kommt in seinem Text auch ein gewisser Stolz auf seinen Landsmann Karl Bodmer zum Ausdruck, wenn er in der Bildbeschreibung angibt: "... nach einem Original des Herrn Bodmer von Zürich, Reisegefährten und Maler des Prinzen zu Wied" (Schinz 1835: 123). Bemerkenswert ist weiterhin, dass die handkolorierte Version der Lithographie von Makuie-Poka in ihrer Farbgebung genau dem Original-Aquarell entspricht (siehe Hunt et al. 1984: 257). Sie ist damit weit "authentischer" als viele der phantasievoll kolorierten Lithographien aus der zweiten und dritten Auflage des Werkes von Schinz, die man gelegentlich in Antiquariaten findet.

Es muss nochmals betont werden, dass es sich bei diesen drei Portraits in der 1835 erschienenen Neuausgabe der "Naturgeschichte" von Schinz um die früheste Veröffentlichung einer Auswahl von Bodmers Aquarellen von seiner Nordamerikareise handelt. Die Lithographien erschienen etwa ein Jahr nach Ende der Reise und vier Jahre bevor der Prinz 1839 mit der Herausgabe seines Reisewerkes begann. Daher kommt diesen Drucken eine ganz besondere Bedeutung zu, denn hier erscheint erstmals der Name Bodmers im Zusammenhang mit Indianerdarstellungen. Sie begründeten den Ruf des Künstlers als Indianermaler oder als "Indianer-Bodmer", wie er auch genannt wurde.

Weitere Auflagen von Schinz' Naturgeschichte des Menschen

Die drei Aquarelle, die Prinz Maximilian seinem Freund Schinz überlassen hatte, nehmen sich allerdings recht bescheiden aus, wenn man sie mit dem Gesamtwerk Bodmers vergleicht. Es ist daher offensichtlich, dass sich der Prinz die Erstpublikation von Bodmers spektakulärsten Blättern für sein eigenes Reisewerk vorbehalten hatte. Wie damals üblich publizierte der Verlag dieses Werk aus Kostengründen in einzelnen Lieferungen, insgesamt 20 an der Zahl, die über etwa vier Jahre verteilt an die Subskribenten geschickt wurden. Erst wenn die aus mehreren Textbögen und Tafeln bestehenden Lieferungen vollständig erschienen waren, konnte man das Werk zum Buchbinder bringen, der die beiden Textbände und den Tafelband jeweils zum fertigen Buch zusammenfügte. Das im ersten Band eingedruckte Erscheinungsdatum 1839 bedeutet also den Beginn der ersten Lieferungen, die ab 1841 mit dem zweiten Band bis 1843 fortgesetzt wurden.

Als Schinz 1840 die zweite Auflage seiner "Naturgeschichte und Abbildungen der Menschen und der Säugethiere" herausbrachte, lag bereits ein Teil der

Aquatinta-Stiche aus Wieds Reisewerk vor, so dass er nun diese als Vorlage für seine Illustrationen verwenden konnte. Er ließ daher völlig neue Lithographien anfertigen, die die Indianer des Missouri-Gebietes in ihrer ganzen Pracht darstellten, allen voran die zwei Darstellungen des Mandan-Häuptlings Mato-Topo, einmal mit den Zeichen seiner Kriegstaten und einmal mit großer Federhaube (in der zweiten Auflage Tafel Nr. 37), sowie des Hidatsa Pehriska-Ruhpa mit der großen Pfeife im Arm. Außerdem ließ er den "Chef der Blutindianer" und die "Crih-Indianerin" auf einer Tafel (Nr. 36) zusammenfügen. Hinzu kam eine für die Lithographie etwas reduzierte Version vom "Scalptanz der Monnitari". Die hier zusätzlich abgebildete kolorierte Version von Tafel Nr. 36 (siehe Titelbild) lässt vermuten, dass Schinz nur schwarzweiß gedruckte Stiche aus Wieds Reisewerk zur Verfügung standen, denn die Kolorierung der beiden Figuren weicht erheblich von Bodmers Originalvorlagen ab.

In seinem Text erweist sich Schinz voll des Lobes für Wied und Bodmer: "Wir haben aus dem so ausserordentlichen schönen Werke des Prinzen zu Wied auf den Tafeln 34 bis 37 Portraits von Indianern aus verschiedenen Stämmen kopieren lassen, welche uns einen deutlichen Begriff von der Kleidung und den Gesichtszügen dieser sonderbaren Menschen geben. Herr Bodmer, der geschickte Zeichner des Prinzen, hat sie alle an Ort und Stelle gezeichnet und die Nationalphysiognomien genau dargestellt, so dass der Charakter des Volkes sich ganz ausdrückt" (Schinz 1840: 126). Wied wird von Schinz mehrfach zitiert, und es wird deutlich, dass der Prinz für ihn die absolute Autorität darstellt, was Indianer Nord- und Südamerikas betrifft. Die von Bodmer aus eigener Anschauung dargestellten Persönlichkeiten besitzen für Schinz eine solche Überzeugungskraft, dass er für Nordamerika nur noch sie als die einzigen Vertreter ihrer Rasse gelten lässt. Und so wie Schinz bereits in der ersten Auflage die Indianer der Nordwestküste nicht mehr berücksichtigt hat, so sind in der zweiten Auflage auch die Indianer des östlichen Waldlandes aus seiner Darstellung vollständig verschwunden.

Diese Hervorhebung der Indianer der Prärien und Plains als alleinige Vertreter der Völker Nordamerikas wird in der von Schinz 1845 herausgegebenen dritten Auflage seiner "Naturgeschichte" noch deutlicher. Sie erschien jetzt unter dem veränderten Titel "Naturgeschichte und Abbildungen des Menschen der verschiedenen Rassen und Stämme" und berücksichtigte keine Säugetiere mehr. Der Hauptteil des Werkes besteht aus einer ausführlichen Rassenkunde, bei der Schinz sechs Hauptrassen unterscheidet. Die amerikanische Rasse ist in Südamerikaner und Nordamerikaner gegliedert, und letztere teilt Schinz in Mexikaner und "Ureinwohner des eigentlichen Nordamerika's" ein. Für Schinz bestehen die "eigentlichen"

Bewohner Nordamerikas jetzt nur noch aus den Gruppen oder Stämmen, die von Wied beschrieben und von Bodmer abgebildet wurden. Indianer der Ostküste und der Westküste existieren für ihn nicht mehr, mit Ausnahme der wenigen Vertreter des Waldlandes wie "Saki", "Foxes" und "Krihs", die auch bei Wied genannt werden. Da inzwischen das Reisewerk Maximilians vollständig erschienen war, entnahm Schinz daraus umfangreiche Beschreibungen einzelner Stämme, allen voran der Mandan, von deren Gebräuchen zuvor in Europa noch niemand etwas gehört hatte. Was das Bildmaterial betrifft, so standen Schinz jetzt sämtliche Tafeln aus Wieds Reisewerk als Vorlagen zur Verfügung, so dass er auf sieben lithographischen Tafeln insgesamt elf Indianer abbilden ließ. Dazu gehörte wiederum Mato-Topo mit Federhaube (in der dritten Auflage Tafel Nr. 38), außerdem Pehriska-Ruhpa als Hundetänzer, der Dakota Wak-te-Geli, die Dakota-Indianerin, sowie Yanktonan, Assiniboin, Ponka, Oto, Missouri, Sauk und Cree. Auch hier erscheinen die Lithographien fast ausnahmslos seitenverkehrt, was wohl der schnellen und damit billigeren Arbeitsweise der Lithographen zu verdanken ist. Die Vorlagen werden der Einfachheit halber seitenrichtig auf den Stein übertragen und beim Druck daher seitenverkehrt wiedergegeben.

Prärie- und Plainsindianer als die "typischen" Indianer Nordamerikas

Da die Werke von Schinz als Lehrbücher an Schulen und Universitäten verwendet wurden, erfuhren sie eine wesentlich weitere Verbreitung als das teure und aufwändige Reisewerk des Prinzen zu Wied. Vor allem die dritte Auflage von 1845, in der Schinz lange Textpassagen und Zusammenfassungen aus dem Reisebericht des Prinzen wiedergibt, kann man als eine Art von "Volksausgabe" dieses Werkes auffassen. Keinem anderen Reisenden räumte Schinz so viel Platz ein wie seinem Freund Maximilian. So sorgte er dafür, dass dessen Arbeit in Lehranstalten und Fachkreisen einen großen Bekanntheitsgrad erlangte.

Damit hat Schinz einen entscheidenden Beitrag dazu geleistet, das in Europa existierende Bild der Indianer Nordamerikas zu verändern. Ebenso wie in den verschiedenen Ausgaben seiner "Naturgeschichte" verschwanden die Indianer des Waldlandes und der Nordwestküste nach und nach auch aus anderen Publikationen, um den "typischen" Indianern der Prärien und Plains Platz zu machen. Diese entsprachen allein durch ihre äußere Erscheinung eher dem Ideal des "Edlen Wilden", der noch nicht von der weißen Gesellschaft korrumpiert war. Bis heute faszinieren die majestätischen und würdevollen Erscheinungen, die Bodmer mit Pinsel und Farbe zu Papier gebracht hat, Europäer und Amerikaner gleichermaßen. Durch



Abb. 6: Ein Mönitari Indianer.
Lithographie aus: Schinz 1840, Taf. 34.



Abb. 7: Indianer geschmückt mit den Zeichen seiner Kriegsthaten. Lithographie aus: Schinz 1840, Taf. 35.



Abb. 8: Chef der Blutindianer / Crih-Indianerinn. Lithographie aus: Schinz 1840, Taf. 36.



Abb. 9: Mandan Chef.
Lithographie aus: Schinz 1840, Taf. 37.



Abb. 11: Mandan Chef.
Lithographie aus: Schinz 1845, Taf. 38.



Abb. 10: Scalptanz der Monnitarrri. Lithographie aus: Schinz 1840, Taf. 38.



Abb. 12: Yanktonan Indianer / Assinboin Indianer. Lithographie aus: Schinz 1845, Taf. 39.

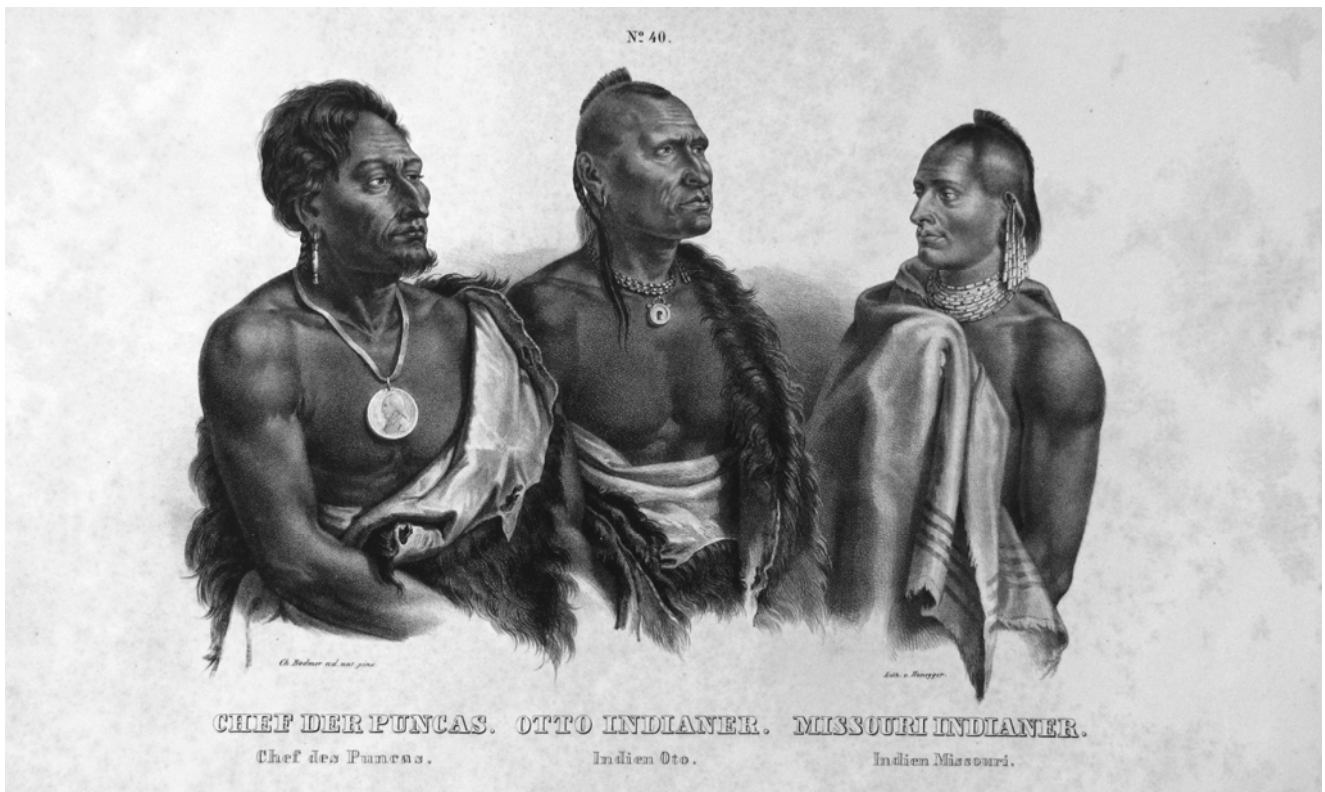


Abb 13: Chef der Puncas / Otto Indianer / Missouri Indianer. Lithographie aus: Schinz 1845, Taf. 40.



Abb. 14: Mönntarri-Krieger im Anzuge des Hundetanzes. Lithographie aus: Schinz 1845, Taf. 41.



Abb. 15: Saki Indianer / Crih Indianerin. Lithographie aus: Schinz 1845, Taf. 42.



Abb. 16: Dakota-Krieger.
Lithographie aus: Schinz 1845, Taf. 43.



Abb. 17: Dakota Indianerin.
Lithographie aus: Schinz 1845, Taf. 44.

Bodmers Aquarelle wurden sie zu Repräsentanten eines vermeintlich goldenen Zeitalters der Menschheitsgeschichte, das in dieser Form niemals wiederkehren würde.

Inhaltlich längst überholt, sind die naturhistorischen Werke von Heinrich Rudolf Schinz heute fast vergessen. Vor allem in Amerika sind sie so gut wie unbekannt. Die Lithographien nach Vorlagen Karl Bodmers zählen jedoch zu beliebten Sammelobjekten und werden in Antiquariaten meist ohne Herkunftsnachweis einzeln angeboten. Dies dürfte auch der Grund dafür sein, warum es Brandon K. Ruud und den anderen Autoren des ansonsten so gründlich recherchierten Buches über das druckgraphische Werk Karl Bodmers nicht gelungen ist, die Schinz-Lithographien vollständig zu erfassen und richtig zuzuordnen. Sie schreiben die wenigen ihnen bekannten Blätter unterschiedslos der Ausgabe von 1845 zu (siehe Ruud 2004: 172, 190, 228, 352).

Schinz war nicht der Einzige, der Indianerdarstellungen nach Vorlagen von Karl Bodmer veröffentlicht hat. Das gesamte 19. und 20. Jahrhundert hindurch wurden die Indianerbilder Bodmers wieder und wieder "abgekupfert" oder in sonstiger Weise reproduziert. Sie verstärkten damit das Bild vom Prärie- und Plainsindianer als dem einzig wahren Indianer, und daran hat sich bis heute nichts geändert.

Nach den Aquatinta-Stichen aus dem Reisewerk des Prinzen zu Wied sind die Lithographien aus den verschiedenen Ausgaben von Schinz' "Naturgeschichte" die technisch perfektsten Originalgraphiken, die von Bodmers Indianerbildern existieren. Schinz war nach Prinz Maximilian der erste, der die hohe Qualität und die Authentizität von Bodmers Darstellungen zu würdigen wusste und sie daher ohne zu zögern in sein 1835 veröffentlichtes Werk aufnahm. In seinen Publikationen zur "Naturgeschichte des Menschen" hat Schinz damit seinem deutschen Freund Maximilian zu Wied und seinem Schweizer Landsmann Karl Bodmer ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Literaturverzeichnis

Hunt, David C. et al.

1984 Karl Bodmer's America. Omaha: Joslyn Art Museum, Lincoln: University of Nebraska Press.
Enthält Reproduktionen aller 359 Aquarelle und Zeichnungen Karl Bodmers, die sich im Besitz des Joslyn Art Museum in Omaha, Nebraska, befinden.

Läng, Hans

1976 Indianer waren meine Freunde. Leben und Werk Karl Bodmers, 1809-1893. Bern und Stuttgart: Hallwag. (Neuausgabe: Zug, Knobel Art Collections 1993.)

Bisher umfangreichste Biographie Bodmers, in der auch die in der Zentralbibliothek Zürich aufbewahrten Briefe von Prinz zu Wied an Heinrich Rudolf Schinz ausgewertet wurden.

Naturforschende Gesellschaft Zürich

1863 An die Zürcherische Jugend auf das Jahr 1863. LXV. Stück. Zürich: Naturforschende Gesellschaft.

So genanntes "Neujahrsstück" mit einem Nachruf auf Heinrich Rudolf Schinz und seinem lithographierten Portrait.

Ruud, Brandon K. (Hrsg.)

2004 Karl Bodmer's North American Prints. Omaha: Joslyn Art Museum, Lincoln: University of Nebraska Press.

Dokumentiert alle bekannten Variationen der 48 Tafeln und 33 Vignetten aus dem Reisewerk des Prinzen zu Wied und enthält darüber hinaus die wichtigsten Reproduktionen von Bodmers Werk aus zeitgenössischen Quellen.

Schinz, Heinrich Rudolf

1824 Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere. Nach den neuesten Systemen zum gemeinnützigen Gebrauche entworfen, und mit Berücksichtigung für den Unterricht der Jugend bearbeitet von H. R. Schinz, Med. Dr., Lehrer der Naturgeschichte, und Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. Nach der Natur und den vorzüglichsten Originalien gezeichnet und lithographirt von K. J. Brodtmann. Zürich, in Brodtmanns lithographischer Kunstanstalt.

Enthält 177 lithographische Tafeln, 17 davon mit Darstellungen der Menschenrassen. Auf zwei Tafeln drei Abbildungen von Bewohnern Nordamerikas: Taf. 4: Bewohner von Nordwestamerika. a.) Ein Mann aus Nutka Sund (nach John Webber), b.) Ein Mann aus Prinz Wilhelms Sund (nach John Webber). Taf. 8: Tayadaneega, Capitain Joseph Brant, Heerführer der Mohawks (nach George Romney).

Schinz, Heinrich Rudolf

1827 Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere. Nach den neuesten Systemen zum gemeinnützigen Gebrauche entworfen, und mit Berücksichtigung für den Unterricht der Jugend bearbeitet von H. R. Schinz, Med. Dr., Lehrer der Naturgeschichte, und Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. Nach der Natur und den vorzüglichsten Originalien gezeichnet und lithographirt von K. J. Brodtmann. Zweite verbesserte Auflage. Zürich, in Brodtmanns lithographischer Kunstanstalt.

Enthält 168 lithographische Tafeln, 24 davon mit Darstellungen der Menschenrassen. Auf drei Tafeln vier Abbildungen von Bewohnern Nordamerikas: Taf.

7: *Bewohner von Nordwestamerika. a.) Ein Mann aus Nutka Sund (nach John Webber), b.) Ein Mann aus Prinz Wilhelms Sund (nach John Webber). Taf. 8: Tayadaneega, Capitain Joseph Brant, Heerführer der Mohawks (nach George Romney). Taf. 9: Micco Chlucco, Anführer der Siminolen (aus Bertrams Reisen nach Nordamerika).*

Schinz, Heinrich Rudolf

1835 Naturgeschichte und Abbildungen der Menschen und der Säugethiere, nach den neuesten Systemen und vorzüglichsten Originalien bearbeitet von H. R. Schinz, Med. Dr. & Prof[essor] der Naturgeschichte etc. Herausgegeben in der Lithographischen Anstalt v. J. Honegger in Zürich. (Ohne Datumsangabe, erschienen 1835.)

Enthält auf zwei Tafeln drei Indianer-Portraits nach Original-Aquarellen von Karl Bodmer:

Taf. 46 (links): Wab-Menitu, ein Dakota. Taf. 46 (rechts): Ein Muskole (Muskoke bzw. Musquake). Taf. 47: Makuie-Poka, Sohn des Wolfen (Child of the Wolf, Piegan-Blackfoot).

Schinz, Heinrich Rudolf

1840 Naturgeschichte und Abbildungen der Menschen und der Säugethiere, nach den neuesten Entdeckungen und vorzüglichsten Originalien bearbeitet von H. R. Schinz, Med. Doct. und Professor der Naturgeschichte. Zweite verbesserte Auflage. Zürich, in der Honeggerschen Lithographischen Anstalt. Druck v. Zürcher & Furrer.

Enthält fünf Tafeln mit Bodmer-Darstellungen nach den Aquatinta-Stichen aus dem Reisewerk des Prinzen zu Wied: Taf. 34: Ein Mönitari Indianer (Pebriska-Ruhpa, ein Mönnitari-Indianer, nach Wied Taf. 17). Taf. 35: Indianer geschmückt mit den Zeichen seiner Kriegsthaten (Mato Tope, geschmückt mit den Zeichen seiner Kriegsthaten, nach Wied Taf. 14). Taf. 36: Chef der Blutindianer, Crib-Indianerin (nach Wied Taf. 46 links und Taf. 33 rechts). Taf. 37: Mandan Chef (Máto-Tope, Mandan Chef, nach Wied Taf. 13). Taf. 38: Scalptanz der Monnitari (nach Wied Taf. 27).

Schinz, Heinrich Rudolf

1845 Naturgeschichte und Abbildungen des Menschen der verschiedenen Rassen und Stämme nach den neuesten Entdeckungen und vorzüglichsten Originalien, bearbeitet von H. R. Schinz, Med. Doct. und Professor der

Naturgeschichte in Zürich, Mitglied der naturforschenden Gesellschaften in Moskau, Mainz, Montpellier, Leipzig, Frankfurt etc., der Akademie der Wissenschaften in Turin, Bonn, Paris, Washington, etc. etc. Dritte vermehrte Auflage. Lithographirt und herausgegeben von der J. Honeggerschen Lithographischen Anstalt in Zürich.

Enthält sieben Tafeln mit Bodmer-Darstellungen nach den Aquatinta-Stichen aus dem Reisewerk des Prinzen zu Wied: Taf. 38: Mandan Chef (Máto-Tope, Mandan Chef, nach Wied Taf. 13). Taf. 39: Yanketonan Indianer, Assinboin Indianer (Noápeh, Assinboin Indianer, Psibdjá-Sáhpa, Yanketonan Indianer, nach Wied Taf. 12). Taf. 40: Chef der Puncas, Otto Indianer, Missouri Indianer (Missouri Indianer, Oto Indianer, Chef der Puncas, nach Wied Taf. 7). Taf. 41: Mönnitari-Krieger im Anzuge des Hundetanzes (Pebriska-Ruhpa, Mönnitari Krieger im Anzuge des Hundetanzes, nach Wied Taf. 23). Taf. 42: Saki Indianer, Crib Indianerin (Mássika, Saki Indianer, nach Wied Taf. 3, Crib-Indianerin, nach Wied Taf. 33). Taf. 43: Dakota-Krieger (Wak-Te-Geli, Dakota-Krieger, nach Wied Taf. 8). Taf. 44: Dakota Indianerin (Dacota Indianerin und Assiniboin Mädchen, nach Wied Taf. 9).

Wied, Maximilian Prinz zu

1820-21 Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817. Mit zwei und zwanzig Kupfern, neunzehn Vignetten und drei Karten. Frankfurt a.M.: Brönnner.

Das erste Reisewerk des Prinzen zu Wied, bestehend aus zwei Textbänden und einem Tafelband mit Kupferstichen nach seinen eigenen Zeichnungen.

Wied, Maximilian Prinz zu

1839-41 Reise in das Innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834. Mit 48 Kupfern, 33 Vignetten, vielen Holzstichen und einer Charte. Koblenz: J. Hoelscher.

Das Werk besteht aus zwei Textbänden und einem Tafelband. Die Illustrationen sind nach Aquarellen und Skizzen Karl Bodmers gefertigt. Die 33 kleinformatigen Vignetten sollten vor jedem der 33 Kapitel in den Textbänden eingebunden werden. Die 48 großformatigen Aquatinta-Stiche bildeten den eigentlichen Tafelband. Die Subskribenten konnten das Werk in verschiedenen Ausgaben bestellen: Alle Stiche schwarzweiß gedruckt, die Stiche teils schwarzweiß, teils handkoloriert, oder alle Stiche handkoloriert.

Vojta Náprstek und die Dakota-Bisonrobe im Náprstek Museum Prag

Kateřina Klápšťová

Nach dem Tod von Vojta Náprstek erhielt das von ihm gegründete Museum in Prag seinen Namen. Náprstek lebte zehn Jahre in den USA und brachte 1858 unter anderem eine bemalte Bisonrobe der Dakota mit nach Prag. Der folgende Beitrag vermittelt neue Erkenntnisse über die Herkunft dieser Bisonrobe.

After the death of Vojta Náprstek, the museum which he founded was named after him. Náprstek lived for ten years in the United States and after his return to Prague in 1858 he brought with him a painted bison robe of Dakota origin. The following contribution imparts a new perspective on the origin of this bison robe.

Después de la muerte de Vojta Náprstek obtuvo su nombre el museo que había fundado en Praga. Náprstek vivió diez años en los Estados Unidos y, entre otras cosas, trajo a Praga una toga de cuero de bisonte pintada de los Dakota. La siguiente contribución presenta conocimientos nuevos acerca de la procedencia de esta toga de bisonte.

Vojta Náprstek (17.04.1826-02.09.1894), der Gründer des Museums, das nach dem Tod seinen Namen erhielt, lebte von 1848 bis 1857 zehn Jahre in den USA und brachte 1858 bei seiner Rückkehr nach Prag, das damals zum Österreichischen Kaiserreich gehörte, eine bemalte Bisonrobe der Dakota mit. Der vorliegende Beitrag zeigt eine neue Sicht auf die Herkunft dieser im Náprstek Museum befindlichen Robe in Bezug auf Vojta Náprsteks Aufenthalt in den USA und sein Interesse an den eingeborenen Amerikanern.¹

Vojta Náprstek war ein fortschrittlicher, gebildeter und wohlhabender Bürger der Stadt Prag. Er unterstützte intensiv den Fortschritt auf technischem und sozialem Gebiet und hat Verdienste an der Entwicklung des tschechischen kulturellen und sozialen Lebens unter der Österreichischen Monarchie. Bestärkt durch seine Frau Josefa unterstützte Vojta Náprstek neue Ideen wie die Gleichberechtigung der Frau und ihren Zugang zur Bildung. Systematisch baute er eine Bibliothek auf, die er für die Öffentlichkeit zugänglich machte.

Im Jahre 1862 gründete er in seinem eigenen Wohnhaus in Prag, U Halánku genannt, ein privates Museum. Er begeisterte sich für den industriellen und sozialen Fortschritt der westlichen Welt und setzte sich das Ziel, ein Tschechisches Industriemuseum aufzubauen. Er sammelte neue technische Objekte und präsentierte sie als Zeugnisse des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts, der auch die Tschechen inspirieren sollte. Die erste Ausstellung öffnete 1874 im Familiensitz U Halánku und zeigte moderne Maschinen

¹ Der Beitrag entstand im Rahmen eines Forschungsprojekts des Nationalmuseums Prag: "Persönlichkeiten der tschechischen Wissenschaft und Kultur", finanziert durch das Tschechische Ministerium für Kultur (VVZ 300 MK 00002327202). K. Klápšťová ist Kuratorin der indianischen Sammlungen am Náprstek Museum Prag. (E-Mail: katerina_klapstova@nm.cz).

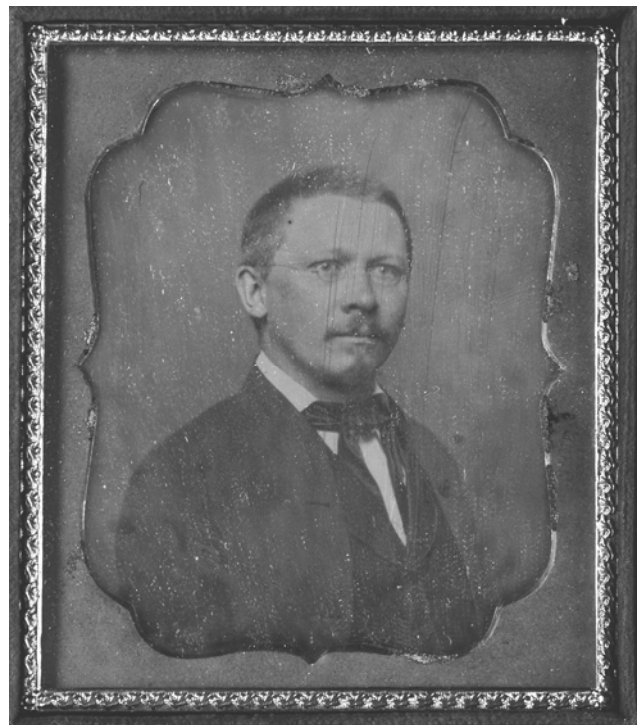


Abb. 1: Vojta Náprstek auf einem Porträt von 1855 oder 1856. Aus den USA stammende Daguerreotypie. Sammlung der Bibliothek des Náprstek Museums, Prag.

(z. B. eine Sämaschine), die Náprstek auf der Weltausstellung in London gekauft hatte. In der Ausstellung befanden sich auch die ersten Sammlungen aus Afrika, China und Japan, weil Náprstek in seinem Haus gleichzeitig ein intellektuelles Zentrum aufbaute, wo sich die tschechische Elite zu treffen begann. Es fanden regelmäßige Zusammenkünfte tschechischer Autoren und Geisteswissenschaftler statt, unter denen sich auch tschechische Forscher befanden – Reisende, die über ihre Eindrücke von Reisen und Expeditionen berichteten und eigene Sammlungen mitbrachten. Náprstek lieferte Informationen und warb um Ver-

ständnis und materielle Unterstützung für diese Reisenden. Neben diesen Sammlungen gab es auch solche von Ausländern, die regelmäßig aus Amerika kamen und Geschenke mitbrachten, z. B. indianische Handarbeiten. Als die Sammlungen anwuchsen, ließ er im Komplex U Halánku ein neues Museum anbauen. Der erste Teil des Tschechischen Industriemuseums wurde 1886 und der gesamte Komplex wurde nach Náprstek's Tod zwischen 1898 und 1901 unter der Aufsicht seiner Witwe vollendet. Die Idee eines Tschechischen Industriemuseums wurde von Náprstek bereits zu Lebzeiten verworfen; als der Charakter der Sammlungen zunehmend ethnografisch geprägt wurde, blieb der museale Aspekt erhalten, und heute beherbergt das Museum nur nichteuropäische ethnologische Sammlungen.²

Bereits als Student hatte sich Náprstek für nicht-europäische Kulturen interessiert. Nach zwei Jahren als Student der Philosophie an der Karls-Universität Prag begab er sich im Herbst 1846 dem Wunsch seiner Mutter folgend nach Wien, um dort Jura zu studieren. Er fühlte sich aber stärker zu den orientalischen Studiengängen hingezogen und besuchte die Veranstaltungen des Sinologen Professor Pfützmayr. Gleichzeitig lernte Náprstek die armenische Sprache.

Zur selben Zeit reifte in ihm die Idee, in die USA zu reisen, weil er diese als das Land von Freiheit und Demokratie ansah. Er stand der sozialen und politischen Situation in der Österreichischen Monarchie kritisch gegenüber und plante deshalb die Gründung einer tschechischen Kolonie in den USA. Die Aussiedler sollten in prosperierenden Siedlungen unter demokratischen Verhältnissen leben. Die dort erwirtschafteten finanziellen Gewinne sollten dem Wachstum der Kolonie und der Unterstützung Tschechiens dienen. Náprstek war ein radikaler Individualist, stand mitten im politischen Leben und beteiligte sich aktiv an den revolutionären Ereignissen von 1848. Nach Metternichs Sturz im März sprach Náprstek vor Studenten über die Pressefreiheit und die Gleichheit aller Nationen innerhalb der Österreichischen Monarchie. Während der Maitage nahm er mit seinen slawischen Mitstudenten an den Barrikadenkämpfen in Wien teil. Nach der Niederlage der Revolution hielt er sich verborgen, um nicht von der österreichischen Polizei verhaftet zu werden. Obgleich sich die Situation bald beruhigte, inspirierte ihn die Idee einer Flucht in die USA.

In den USA angekommen, erwiesen sich seine Pläne der Gründung eines amerikanischen Tschechenlandes in den USA durch die geografische Zer-

splitterung der tschechischen Einwanderer als unmöglich. Die erste Zeit in den USA war für Náprstek sehr hart. Er verdingte sich als Arbeiter und kam 1849 nach Milwaukee in Wisconsin. Mit finanzieller Hilfe seiner Mutter, die in Prag geblieben war, baute er einen Buchhandel auf und später eine Bibliothek mit öffentlichem Lesesaal und einem Raum für politische und akademische Diskussionen. Da er sowohl deutsch als auch tschechisch sprach, konnte er mit deutschen Einwanderern zusammenarbeiten und begann die Herausgabe des satirischen unabhängigen Magazins "Milwaukee Flugblätter", das vier Jahre lang existierte. Tschechischen Einwanderern half er beim Neubeginn, vermittelte ihnen das Gefühl einer Gemeinschaft und nationalen Bewusstseins und betonte die Bedeutung von Immigrant-Organisationen. In den "Milwaukee Flugblättern" publizierte er später auch muttersprachliche Informationen für die tschechischen Einwanderer, die wie andere Mitteleuropäer üblicherweise als Deutsche oder Österreicher galten.



Abb. 2: In diesem Haus in Milwaukee unterhielt Vojta Náprstek had seinen Buchladen, Aufnahme von 1849. Sammlung der Bibliothek des Náprstek Museums, Prag..

Aufgrund seiner öffentlichen Tätigkeiten und seiner Position in der Deutschen Gemeinschaft zur Unterstützung von Einwanderern konnte er an einer Reise in das Gebiet der Dakota entlang des Minnesota Rivers teilnehmen. Möglicherweise bat Náprstek den Superintendent of Indian Affairs, Francis Hübschmann, an der Reise teilnehmen zu dürfen.³

³ 1856 wurde Francis Hübschmann zum ersten hauptamtlichen Superintendent of Indian Affairs im neuen Distrikt der nördlichen Superintendentur (Michigan und Minnesota) ernannt. Er trat seinen Posten im Mai in Saint Paul, Minnesota, an, und hier informierte ihn Náprstek am 31. Mai 1856 über seine Reise. Deshalb ist klar, dass Hübschmann nicht an der Reise teilgenommen hat. Zdeněk Šolle nimmt an, dass beide Männer an der Expedition teilnahmen (Náprstek Tagebuch, in: Šolle 1985, 173), liefert aber keinen Beleg dafür (Šolle 1885, 157; Šolle 1994, 117).

² 1932 wurde das Museum in staatliche Verwaltung übergeben und änderte seinen Namen in "Náprstek Museum der Ethnografie". Im Jahre 1962 erhielt es den neuen Namen "Náprstek Museum der asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Kulturen".

Náprstek bereitete sich sehr gut auf die Reise vor; studierte die Geschichte und Kultur der Dakota und lernte auch gewissenhaft die Dakota-Sprache. Er benutzte ein Lehrbuch mit einem Dakota-Englisch-Wörterbuch, das von einem Bekannten, dem Missionar Stephen R. Riggs, zusammengestellt worden war. Náprstek merkte diesbezüglich an: "...die tschechischen Schriftzeichen sind für die Transkription der indianischen Sprache sehr nützlich und wurden deshalb von S. R. Riggs, einem Missionar, für sein Wörterbuch benutzt, das vom Smithsonian Institut herausgegeben wurde..." Im Buch notierte er das Datum 11. April 1856, St. Paul Minnesota. Die Notiz stand offensichtlich im Zusammenhang mit dem Beginn der Reise auf dem Minnesota River, die in St. Paul auf einem Passagierdampfer ihren Anfang nahm.

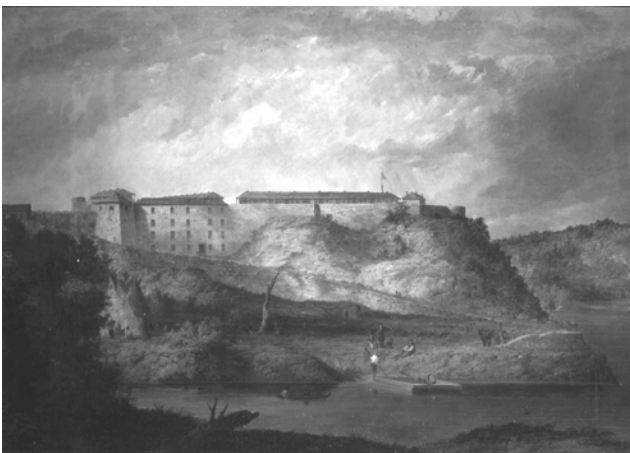


Abb. 3: Fort Snelling befindet sich am Zusammenfluss von Mississippi und Minnesota River. Náprstek passierte die Stelle von St. Paul kommend 1856 auf einem Flussdampfer. Ft. Snelling nach einem Gemälde von Seth Eastman (Archivbild AIR).

Um den 17. Mai 1856 erreichte er die Pajutazee Mission und die Upper Sioux Agency. Wir haben keinerlei Informationen über den Zweck seiner Reise. Die Tagebücher mit seinen Eindrücken und Beobachtungen sind unvollständig und beginnen am 17. Mai. Aufgrund einer Notiz können wir vermuten, dass die Expedition das Ziel hatte, Waren zu den Dakota zu bringen – möglicherweise die staatlichen Lieferungen, die Dr. Hübschmann abgeschickt hatte. "Viele Indianer kamen, um Mr. Prescott⁴ zu besuchen, und sagten nette Dinge über Dr. Hübschmann, weil er ihnen die Güter so früh schickte (Náprstek Tagebuch, in: Šolle 1985, 170). Die Tagebücher sagen auch aus, dass Náprstek mit dem Arzt der Agentur, Dr. Asa Daniels,

Möglicherweise hat er falsche Informationen aus der Biografie Náprsteks bzw. von Leuten, die diesem nahestanden, übernommen (Kodym 1955, 44).

⁴ Prescott Philander war Dolmetscher und ein von der Regierung angestellter Farmer, der unter den Dakota lebte.

der ihn begleitete, sowie mit Thomas Robertson, dem Dolmetscher der Agentur, zusammentraf. Der Aufenthalt auf der Upper Sioux Agency und der Pajutazee Mission dauerte bis zum 25. Mai. In seinen zusammenhanglosen Aufzeichnungen beschreibt Náprstek einen Medizintanz, dessen Zeuge er wurde, und schildert beispielsweise die aus blauer Baumwolle, oft mit Blumenmustern verzierte Kleidung der Frauen. Dieses Outfit wurde von den Frauen getragen, die dem Medizintanz beiwohnten. Außerdem notierte er seine Besuche in einer Schule und in den Tipis und Hütten der Dakota. Während dieser Besuche sammelte er ethnografische Objekte für das Tschechische Königliche Museum und ahnte nicht, dass diese Sammlung einmal in seinem eigenen Museum ausgestellt werden würde.



Abb. 4: Gedenkstätte und Museum in der Lower Sioux Agency. Foto von Kateřina Klápš'ová, 2008.

In seinen Aufzeichnungen findet sich auch ein Gespräch mit *Inyangmani* (Running Walker), Häuptling der Wahpeton und Schwiegervater von Taoyateduta, der sich beklagte, dass die US-Regierung ihre Zusagen nicht einhalten würde: "Sie haben versprochen, Felder vorzubereiten. Aber bisher hat sich nichts getan. Dieses Jahr haben sie uns auch ein Sägewerk und eine Mühle versprochen, aber nichts ist passiert. Sie haben auch versprochen, für die Häuptlinge Häuser zu bauen, aber nichts ist passiert, und wir hätten gern diese Häuser. Mr. G(orman) hat sich nicht rechtzeitig um unsere Lebensmittellieferungen gekümmert, und er hat auch kein Geld an die Häuptlinge ausgegeben. Sie haben uns eine jährliche finanzielle Unterstützung im Juli zugesagt, und wir hätten das Geld auch gern zu diesem Zeitpunkt und nicht erst im Herbst. Sie haben uns Schulen versprochen, aber wir haben keine. Wir haben keine Hacken und müssen alle Feldarbeiten mit der Hand erledigen..." Náprstek entgegnete, dass er keine Befugnisse besäße, die Probleme zu regulieren, und empfahl, die Klagen in einem Brief, den er mitnehmen würde, schriftlich festzuhalten. Wie er in seinem Tagebuch am 31. Mai vermerkte, übergab er den Brief in St. Paul an Dr. Hübschmann (Náprstek Tagebuch, in: Šolle 1985, 173). Der aufgezeichnete Dialog ist ein Beispiel für die

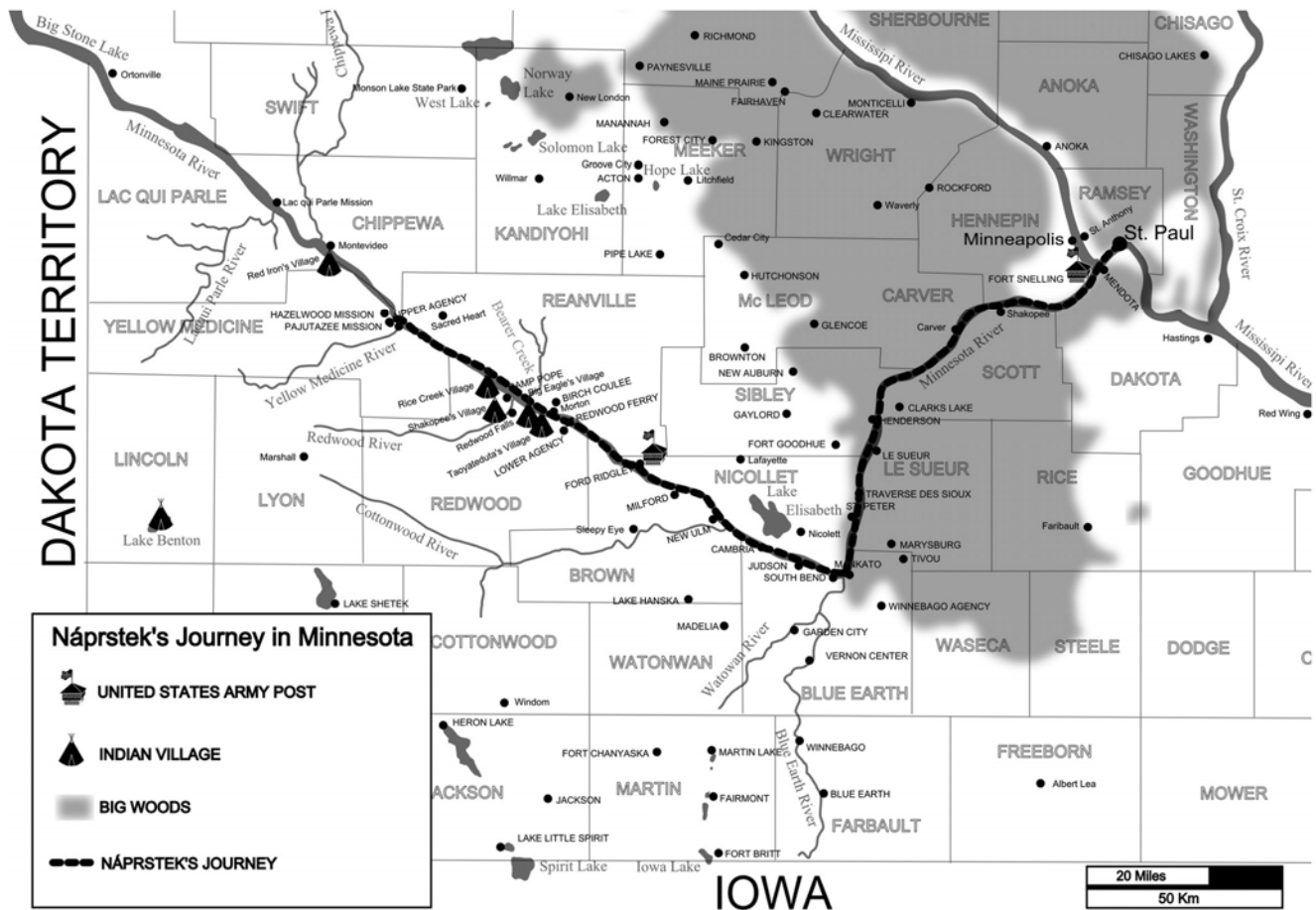


Abb. 5: Die schwarze Linie zeigt Náprstek's Reiseroute von St. Paul zur Upper Sioux Agency im April und Mai 1856. Die Karte wurde von Jan Sejbl, Náprstek Museum, Prag, editiert.

Hoffnungslosigkeit der Dakota, die sich 1862 im tragischen Dakota-Aufstand entlud.

Die Rückreise führte über Fort Ridgely, New Ulm und Mankato nach Shakopee und endete am 31.05.1856 in St. Paul. Hier traf Náprstek den Superintendent Dr. Hübschmann, berichtete ihm kurz über seine Eindrücke und übergab den Brief von Inyangmani. Nach seiner Ankunft in Milwaukee hielt Náprstek einen Vortrag über die Dakota-Kultur für die Einwohner der Stadt. Der Text des Vortrages findet sich ebenso wie eine Eintrittskarte für das Ereignis am 27. Juli 1857 in der Bibliothek des Náprstek-Museums.

Seit 1855 organisierte Vojta Náprstek unter den in Amerika lebenden Tschechen ein umfassendes Programm zur Sammlung amerikanischer Objekte aus Natur, Kunst und Handwerk für das Tschechische Königliche Museum (heute Nationalmuseum). Die zusammengetragenen Bücher, Zeitschriften und Objekte sowie eine Sammlung von etwa 50 Stücken indianischen Ursprungs wurden 1857 an seinen Bruder Ferdinand nach Prag geschickt, der sie dem genannten Museum übergab. Viel später, erst 1921, wurde die Sammlung Teil des Fundus des Náprstek-Museums.

Nachdem seine Mutter bei der Regierung in Wien eine Amnestie für ihn erwirkt hatte, konnte Vojta Náprstek anderthalb Jahre nach seinem Besuch bei den

Dakota in die Heimat zurückkehren. Er brachte eine bemalte Bisonrobe als Souvenir seines Aufenthaltes bei den Dakota nach Prag mit. Es war das einzige Objekt der gesamten indianischen Sammlung, das er für sich selbst beanspruchte. Die Robe fand in seinem Haus "U Halánku" ihren Platz.

Bei der Durchsicht der Übernahmeprotokolle des Tschechischen Königlichen Museums fanden sich einige interessante Informationen. *Taoyateduta* (Strong Scarlet Nation) oder *Kangicistina* (Little Crow), Häuptling der Mdewakanton und Anführer des Dakota-Aufstandes von 1862, findet sich in der Liste der Geber für Náprsteks Amerika-Sammlung. Für Vojta Náprstek bestand während seiner Expedition 1856 die Möglichkeit einer persönlichen Begegnung.

Es gibt keinen Beweis für ein solches Treffen. In den Tagebüchern findet sich weder ein Hinweis auf Häuptling *Taoyateduta* noch auf die Bisonrobe. Der einzige Beleg ist eine erfundene Biografie über Náprstek und sein Haus, die von Stanislav Kodým geschrieben wurde, der sich an Náprstek erinnern konnte und mit ihm zusammen arbeitete, als dieser aus den USA zurückkehrte: "*Náprstek sympathisierte mit den 'Rothäuten' ebenso wie mit anderen unterdrückten Menschen ... Náprstek erzählte manchmal von seinen Vorbereitungen und erinnerte sich, dass seine Begrüßung in der Sprache der Dakota*

jedes Mal die Überraschung der roten Chiefs hervorrief, sowohl von Čanda-huppa-sunta (sic!) als auch von Zitki-adan-dutta (sic!) – und das trotz ihrer eisigen Zurückhaltung, die durch ihre Moral bedingt war. Sie rauchten gemeinsam eine Friedenspfeife, die Náprstek später als Geschenk erhielt, und tauschten nach Tradition der Wilden ihre Namen. Dabei wurde Náprsteks Name zu Na-poš-tan. Außerdem erhielt er von seinen Schwurbrüdern einen weißen Lederumhang aus Büffelleider, der mit Zeichnungen und Figuren verziert war und von den Indianern als Umhang benutzt wurde. Diese Robe befindet sich immer noch im Náprstek-Museum und ist ein seltenes Stück, dergleichen besitzen nur drei Museen!" (Kodym 1955, 44).

Obwohl es in Náprstek's Tagebuch keinen Hinweis gibt, ist sehr wahrscheinlich anzunehmen, dass er Taoyateduta, dem Häuptling der Mdewakanton, begegnete. Das könnte im ersten Teil der Reise erfolgt sein, denn es gibt ein Dorf namens Taoyateduta in der Nähe der Lower Sioux Agency.

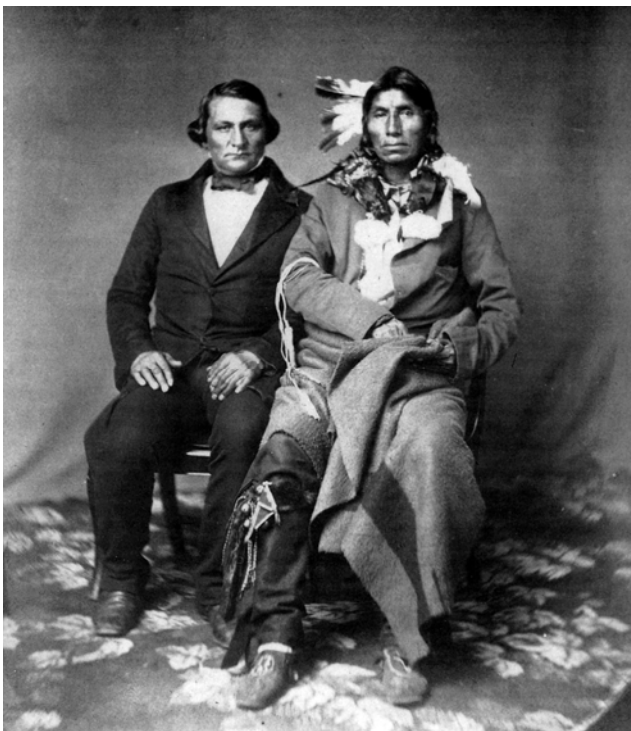


Abb. 6: Taoyateduta (rechts) und Francois Le Roy or Tree Top in Washington, D.C., Mai 1858. Gilcrease Museum, Tulsa OK.

Die Treffen müssen dann vor dem 17. Mai stattgefunden haben, weil dieser Zeitraum in den Tagebüchern nicht erscheint. Die Tatsache, dass er die Robe für sich behielt und selbst mit nach Hause brachte, statt sie zusammen mit den anderen Objekten als Geschenk an das Tschechische Königliche Museum zu senden, zeigt, dass dieses Stück großen Eindruck auf ihn gemacht haben muss. Taogate Duta, Häuptling der Wahpekut (sic!), wird auch im jährlichen Bericht des Tschechischen Königlichen Museums erwähnt, der die Spender auflistet, die ihren Beitrag für die große Sammlung von Büchern, Artefakten und ethno-

grafischen Stücken geleistet haben, die von Vojta Náprstek in Amerika gesammelt und durch seinen Bruder Ferdinand gestiftet wurde (Zpráva 1857, 288). Die Liste der Spender stimmt glücklicherweise mit den gespendeten Objekten überein. Diese Geschenke sind in einer Liste von 50 Teilen zusammengefasst. Aus einer Bemerkung in Kodyms Buch wissen wir, dass beide Dakota eine Pfeife an Náprstek übergaben, ebenso wie die Bisonrobe. Aber die beiden Pfeifen sind nur als ein Stück von neun Pfeifen gelistet.

Der zweite Dakota-Name, der in der Liste der Geschenke im Jahresbericht des Museums auftaucht ist Zitkaja-duta, Wahpeton(sic!)-Häuptling, genau wie im Buch von Kodym, wo er Zitki-adan-duta heißt. Das zeigt Ähnlichkeiten mit dem Namen Zitkadanduta (Scarlet Bird), der ein Mdewakanton-Häuptling und ein Zeitgenosse von Taoyateduta war (Diedrich 2006, 21).⁵

Es bleibt die Frage, warum Vojta Náprstek die Stämme der beiden Dakota verwechselte. Das Treffen fand wahrscheinlich bei der Lower Sioux Agency statt, wo er zuverlässige Informationen, mit wem er dort tatsächlich zusammentraf, hätte bekommen können. Es gibt aber keine Erklärung hierfür.

Vojta Náprstek maß der Bisonrobe, die heute mit der Inventarnummer 44 738 in der Dauerausstellung im Náprstek-Museums gezeigt wird, hohen Wert bei. Es gibt keinen Zweifel, dass er die Robe in den USA erhielt, denn 1882 wurde sie im historischen Katalog der Sammlung des Industrie- (Náprstek-) Museums unter der Nummer E 221 als ein Geschenk von Herrn Vojta Náprstek verzeichnet.

Die Bisonrobe aus der Sammlung Náprstek ist mit einem deutlich konventionellen Design, bekannt als "box and border", bemalt. Diese Art von mit geometrischen Mustern verzierter Kleidung war besonders bei den Dakota beliebt und wurde ausschließlich von Frauen bemalt und getragen (vgl. Lowie 1954, 131; Driver 1961, 193; Galante 1979, 9,11). Die Robe wurde gewöhnlich über den Rücken geworfen, so dass der Kopf des Tieres auf der linken Schulter der Frau zu liegen kam. Das Muster – ein Rahmen um ein rechteckiges Feld, das mehrere kleine Figuren umschließt und in charakteristischer Stellung über der Mitte steht – wird allgemein als Abbild der Eingeweide des gehäuteten Bisons angenommen oder als Symbol für den Bison, das mit dem weiblichen Prinzip in Verbindung gebracht wird (vgl. Lowie 1954, 131-132, Abb. 81; Galante 1979, 11). Eine genaue Erklärung des Musters wurde schon vor langer Zeit vergessen und niemals aufgezeichnet.

⁵ (Zitkadanduta (Scarlet Bird), der Schwager von Häuptling Marpiyawicasta (Cloud Man), war ein Kriegshäuptling (zuyawakan) und Heiler (wapiya) der Marpiyawicasta ... "Eingehüllt in eine Bisonrobe, mit Stricken zusammengebunden ... wurde er zusammen mit einem kranken Mann in ein Hütte geschoben."



Abb. 7: Die Dakota-Robe (Nr. 44 738) aus der Náprstek-Sammlung. Náprstek Museum, Prag.

Die Robe aus der Sammlung Náprstek zeigt eine klassische Farbkombination aus Braun und Rot mit weißer Negativbemalung. Eine sehr ähnliche Robe befindet sich in der Sammlung des Prinzen zu Wied, ca. 1833, im Lindenmuseum Stuttgart (Schierle 2001, 24 Abb. 6). Diese Muster in roter, brauner und weißer Negativbemalung sind typisch für die Malerei der Dakota auf Bisonroben für Frauen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im späten achtzehnten Jahrhundert wurde ein quecksilberhaltiges Zinnoberrot aus China in den Handel mit den Indianern gebracht. Diese Farbe wurde sehr schnell populär, und viele frühe Tierhäute aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden mit einer Mischung aus Zinnoberrot, Dunkelbraun und weißem Leim bemalt. Dieser zunächst farblose Leim wurde auf das saubere helle Leder aufgetragen und färbte sich weiß, wenn das Leder beschmutzt oder geräuchert wurde (Galante 1979, 10). Der Klebstoff diente als Fixierung für die Farbe und wurde als Schutzschicht auf die Oberfläche aufgetragen. Die Verwendung von Quecksilber and Klebstoff auf der Robe Nr. 44 738 im Náprstek-Museum wurde durch eine Analyse des Prager Instituts für Chemische Technologie nachgewiesen.⁶

⁶ Die Analyse wurde 2009 von A. Kloužková and M. Novotná vom Institut für Chemische Technologie, Prag durchgeführt

Ausgewählte Literatur:

Anderson, G. C.

1986 Little Crow. Spokesman for the Sioux. St.Paul: Minnesota Historical Society Press.

Carley, C.

1975 The Dakota War of 1862. Minnesota's other Civil War. The Minnesota Historical Society Press.

Diedrich, M.

2006 Little Crow and the Dakota War. Coyote Books, Orchester, Minnesota.

Feest, Ch.F.; Kasprycky, S.

1999 Peoples of the Twilight. European Views of Native Minnesota 1823 to 1862. Afton, Minnesota.

Feest, Ch.F.; Kasprycky, S.

1991 Dakota Daguerreotype. In: European Review of Native – American Studies, Vol.5, No.1, 62-63.

Feest, Ch.F.

1980 Native Arts of North America. Thames and Hudson, London

Galante, G.

1979 The Painter. The Sioux of the Great Plains, in: A.C. Roosevelt – J. G. E. Smith (eds) The Ancestors. Native Artisans of the Americas. New York, 2-21.

Lowie, R. H.

1954 Indians of the Plains. University of Nebraska Press, Lincoln and London.

Klápšřová, K.

1990 Obrazy pláňových a préríjních Indiánů [Pictures of the Plains and Prairies Indians]. Červenec 1990 v Náprstkově Muzeu, NpM Praha (Npm leaflet: Exhibition for July 1990 in NpM)

Klápšřová, K.

2000 Short History of the Collections from North and Middle America and from the Siberia and Lapland in The Náprstek Museum, Prague. In: Annals of the Náprstek Museum 21, Prague, 1- 19.

Kodym, S.

1955 Dům u Halánků. [The House U Halánků], Praha

Ponds, S.W.

1986 Dakota Life in the Upper Midwest. (With an introduction by Gary Clayton Anderson. Minnesota Historical Society.

Riggs, R. Stephen

1852 Dakota Grammar and Dictionary. Smithsonian Institution. Washington.

Riggs, R. Stephen

2004 Dakota Grammar. With Text and Ethnography. Minnesota Historical Society.

Schierle, S.

2001 Travels in the Interior of North America. The fascination and reality of Native American cultures. In: Maxmilian Prince of Wied: Travels in the Interior of North America during the years 1832-1834. Illustrations by Karl Bodmer. Taschen, Köln London, Madrid New York Paris Tokyo. 16 – 35, fig.6.

Šolle, Z.

1985 Prameny deníkové a memoárové povahy z let Amerického pobytu Náprstkovy a z doby po jeho návratu do vlasti [Published Primary Sources: Diaries of Vojta Náprstek]. In: Studie o rukopisech XXIV, Národní knihovna ČR, 155 – 178.

Šolle, Z.

1990 Vojtěch Náprstek and his Era: Bohemia, The United States, and The Transmission of Cultures. In: East Central Europe, 17, No.1, 1-30.

Šolle, Z.

1994 Vojta Náprstek a jeho doba. Praha

Vojta Náprstek and the Dakota Bison robe at the Náprstek Museum, Prague

Kateřina Klápšťová

Vojta Náprstek (17.4. 1826-2.9.1894), founder of the museum bearing his name following his death, spent ten years 1848-1857 in the United States and after returning home to Prague in 1858, Bohemia (at the time a part of the Austrian Empire) he brought a painted bison robe of Dakota origin. The article brings a new perspective on the origin of the bison robe in the Náprstek Museum in connection with Vojta Náprstek's stay in the USA and his interest in Native Americans.⁷

Vojta Náprstek was a progressive, a well-educated and a wealthy Prague burgher, with a broad world view. He was eager to support progress in both technical and social field, and he also may be credited with a development of Czech cultural and social life in the Austrian Monarchy. With a remarkable support of his wife Mrs. Josefa, Vojta Náprstek promoted new ideas in the world at the time, such as women's equality and their access to education. He systematically built up a library which he opened to the general public.

In 1862 he founded a private museum in his Prague mansion called U Halánků. He was enthusiastic about the industrial and social progress of the Western world, and so he intended to create a Czech Industrial Museum. There he amassed and exhibited technical novelty objects and inventions as manifestations of progress in science and technology that would inspire the Czech people. The first exhibition was opened in 1874 in the family house U Halánků and it displayed modern machines (e.g. a sewing machine) purchased by Náprstek in England at the World exhibition in London. The exhibit also included the first collections from Africa, China and Japan because Náprstek simultaneously developed in his house an intellectual centre around which the Czech elite started to congregate. There he held regular meetings of Czech writers and scholars including Czech explorers – travelers who shared impressions of their voyages and expeditions and brought along their own collections. Náprstek provided information as well as understanding and material support to these travelers. Their collections and the collections of expatriates, who came periodically from America and who brought gifts with them such as Indian crafts. He compared these artifacts with technical objects. As his collections grew he ended up building a new museum within the complex U Halánků. First part of Czech Industrial Museum was completed in 1886, and the whole building was finished after Náprstek's death

under the care of Mrs Náprstek between 1898 and 1901. Although the idea of Czech Industrial Museum died while Náprstek was living, when the character of the museum collections became increasingly ethnographic, the museum aspect of the institution has been preserved and today it houses non-European ethnic collections only.⁸

V. Náprstek was interested in the non-European cultures ever since his years as a student. Following two years as a student of Philosophy at Charles University in Prague he left for Vienna in the fall of 1846 to study law as it was his mother's wish. But – he was more drawn to oriental studies and so went to Professor Pfitzmayr's lectures, the professor was a sinologist. Náprstek also studied Armenian language.

At that time he also began to consider the idea of traveling to the USA which he thought was a land of freedom and democracy. He was critical of the social and political situation in the Austrian Monarchy and so he began planning a Czech Colony that would be located in the USA. The emigrants would live in prosperous settlements within the context of a democratic republic. The financial profits mutually gained would be used to support the growth of this Czech colony and also to support the Czech lands. As Náprstek was a radical individual who could not stand aside the public life and he was active in the revolutionary events of 1848. Following the fall of Metternich's rule in March Náprstek gave a speech at a students' meeting in which he talked about the freedom of press and about an equality of all the nations in the Austria Monarchy. During the May days he participated with his Slav fellow students on the barricades in Vienna. After the defeat of the Revolution he had to go into hiding otherwise he would have been arrested by the Austrian police. The situation calmed down rather but he was already inspired by the idea of an escape to the USA.

Once in the USA his plans concerning a foundation of American Czech land presented themselves as impossible to realize due to the fragmentation of the Czech immigrants. The beginnings in the USA were hard for Náprstek; he was a manual laborer, and in 1849 he came to Milwaukee in Wisconsin. With a financial support of his mother who stayed in Prague, he set up a bookstore and a later a library with a reading room opened to public and a meeting room for political and academic discussions. He was bilingual German and Czech and therefore able to work with German immigrants and he began to publish a satirical freethinking periodical Milwaukee Flugblätter which was in existence for four years. Later when Czech immigrants began to arrive

⁷ The report has been prepared within the research project of National Museum, Prague: "Personalities of the Czech Science and Culture" supported by the Czech Ministry of Culture (VVZ 300 MK 00002327202). K. Klápšťová is Curator of Amerindian Collections, Náprstek museum, Prague. E-mail: katerina_klapstova@nm.cz.

⁸ In 1932 the museum was handed over to the state administration and changed its name, becoming The **Náprstek Museum of General Ethnography**. In 1962 has received a new name **The Náprstek Museum of Asian, African and American Cultures**.



here he helped them to get started, he encouraged a feeling of a community among them and a national consciousness, and he stressed importance of immigrants' organizations. In Milwaukee Flugblätter he also later published information for Czech immigrants in Czech who were as well as other immigrants from Central Europe considered Germans or Austrians.

Due to his public activities and a position in the German Society for the Support of Immigrants he was able to participate in a journey to the Dakota Territory in Minnesota River Valley. Náprstek probably asked Francis Hübschmann, new Superintendent for Indian Affairs, to be sent there.⁹ Náprstek prepared himself well before he set off on this journey; he studied Dakota history and culture, and as he was a diligent individual he also studied Dakota language. He used a grammar book with Dakota-English dictionary compiled by his acquaintance Stephen R. Riggs, a missionary. Náprstek commented on this experience: "...Czech diacritical signs are suitable for transcribing Indian language and was therefore used by S. R. Riggs, a missionary, for his dictionary, and published by Smithsonian Institution..." Inside this book he noted the date April 11th 1856, St. Paul Minnesota. The note was apparently connected with the start of the journey which originated in St. Paul on a passenger steamship sailing up the stream of the Minnesota River.

Around May 17th 1856 he arrived in Pajutazee Mission and Upper Sioux Agency. We have no information about the purpose of his journey. The diaries concerning his experiences and observations that he kept are not complete, and begin on May 17th. Based on one note we may assume that the reason for the expedition was to give the Dakotas goods – which were probably governmental supplies sent by Dr. Hübschman. "Many Indians came to visit Mr. Prescott¹⁰, they said nice things about Dr. Hübschmann, because he sent them the goods so early (Náprstek Diary, in: Šolle 1985, 170). The diaries also tell us that he Náprstek was met by Dr. Asa Daniels who accompanied him and who was the Agency physician and also Thomas Robertson, the Agency interpreter. A stopover on the Upper Sioux Agency at Pajutazee Mission lasted until 25th of May. Náprstek in his disjointed notes described Medicine Dance, which he saw himself and he also described for example female clothing made of blue cotton clothing often with flower pattern. These outfits were worn by the women who were watching the dance. He also noted his visit to a school and to the Dakota teepee and cabins. While visiting these places he collected ethnographic objects for the Czech Royal Museum.

⁹ In 1856 Francis Hübschmann was appointed the first full-time superintendent for Indian Affairs at the new district of the Northern Superintendency (Minnesota and Michigan). He began his appointment in May in Saint Paul, Min and here Náprstek informed him about it upon his arrival from the journey on 31st of May, 1856. Therefore it is clear that Hübschmann did not participate in the journey. Zdeněk Šolle supposed that both men participated he outcome of his after he returned from it on May 31st 1856. (Náprstek Diary, in: Šolle 1985, 173 in the expedition but he gives not evidence of it. (Šolle 1885, 157; Šolle 1994, 117). He may have used the false information from a biography of Náprstek and the people close to him (Kodym 1955,44)

¹⁰ Prescott Philander, interpreter and government farmer who lived among the Dakotas.

He had not idea at the time that his own museum would house these collections.

In his notes he reproduces also his dialogue with *Inyangmani* (Running Walker), Chief of Wahpetons¹¹, who complained about the American Government not standing up to the agreements: "*They promised to tilt fields but so far nothing has been done, this year they also promised us a saw and a mill but nothing has happened so far ... they also promised to build houses for the chiefs but nothing has happened and we would like to have them built. Mr. G(orman) did not arrange for our food supplies on time and also did not left over give money to the chiefs. They promised us an annual financial assistance due in July, and we would like to see this money at that time, we do not want it in the fall. They promised us schools but we have none, we have no hoes, and so we do all the digging manually...*" Náprstek said that he had had no mandate to act on the problems, and recommended that they should put the complaints in writing, and that he would deliver the letter. As he noted in his Diary on 31st of May in St. Paul he did give the letter to Dr. Hübschman (Náprstek Diary, in: Šolle 1985, 173). The recorded dialogue is an evidence of the hopelessness feeling of the Dakotas that climaxed in 1862 by the tragic Dakota uprising.

The return journey went through Fort Ridgely, New Ulm and Mankato to Shakopee and ended on 31st of May 1856 in St. Paul. Here Náprstek stopped at Superintendent Dr. Hübschman, and told him shortly about his experience and hand delivered the above mentioned letter from Inyangmani (see note 9). Upon his arrival in Milwaukee Náprstek gave a lecture to the local citizens about the Dakota culture. Apart from the text of the lecture that is kept in the Library of the Náprstek Museum, there is also a ticket for the venue with a date 27th of July 1857.

From 1855 Vojta Náprstek organized a comprehensive program in which he asked American Czechs to collect American products of nature, arts and crafts for the Czech Royal Museum (present National Museum). Collected books, periodicals and products of nature and a collection of 50 pieces of Indian objects were sent in 1857 to Prague to his brother Ferdinand, and he gave it to the Czech Royal Museum. Long after that in 1921, the collection became a part of the Náprstek museum's funds.

A year and a half following his expedition to the Dakotas Vojta Náprstek was able to return after his mother's request for an amnesty for him at the Administration in Vienna. He returned to Prague and as a souvenir from his meeting with the Dakotas he brought a painted Bison robe. This was the only item from the whole Indian collection that he kept to himself. He kept the robe in his home "U Halánků".

If we examine the note about the Czech Royal Museum collection accessions we discover yet more interesting and significant information. *Taoyateduta* (Strong Scarlet Nation) or *Kangicistina* (Little Crow), chief of Mdewakantons figures in the list of donors who contributed to the Náprstek American Collection. He led the Dakota uprising in 1862. Vojta Náprstek had an opportunity to meet him in person during his expedition to the Dakotas in 1856.

There is no evidence of this meeting, in the diaries there is note neither about chief *Taoyateduta*, nor about the bison

¹¹ of Taoyateduta's father-in-law



robe. The only evidence may arrived at from a fictionalized biography of Náprstek and history of his house, written by Stanislav Kodým, who remembered Náprstek and who worked with him when Naprstek returned from the USA: "*Náprstek sympathized with the 'red skins'(sic) as would with other oppressed people'.... "Náprstek sometimes talked about his preparation and memorizing his greeting in the Dakota language which when used received an endless surprise both red chiefs Čanda-huppa-sunta (sic) a Zitki-adan-dutta (sic), despite their icy aloofness due to their morality. They all smoked a peace pipe, which Náprstek received later as a gift, and they also – based on the savage tradition - exchanged their names but Náprstek last name was altered to Na-poš-tan. Náprstek also received from his sworn brothers a white leather cover made of buffalo hide decorated with drawings and figurines (sic), that the Indians used as robes. This robe is still in the Náprstek Museum and it is a rare piece owned by only three museums!"* (Kodým 1955, 44).

Although there is not mention of this event in Naprstek's diaries it is highly likely that Náprstek met *Taoyateduta*, chief of Mdewakantons. It may have happened in the first part of the journey because a village called *Taoyateduta* was located near the Lower Sioux Agency.

The meetings then would have to have taken place before 17th of May that is the period is not covered in the diaries. The fact that he kept the robe and did not send it with the other collection items to Prague as a gift to the Czech Royal Museum but brought it home with him is an evidence of an impressive experience that this item evoked in him. *Taogate duta*, *Wahpekut* (sic) chief is also mentioned in the annual report of the Czech Royal Museum that lists donors who had contributed to the large collection of books, nature artifacts and ethnographic objects that had been collected by Vojta Náprstek in America and donated through his brother Ferdinand (Zpráva 1857, 288). The list of donors does correspond unfortunately with the items donated. These gifts are listed in a brief account of 50 items. From a passage in Kodým's book we know that both Dakotas gave Náprstek a pipe as well the bison robe but the pipe is only listed as one of 9 pipes.

The second Dakota name listed among the donors in the annual report of the Czech Royal Museum is *Zitkaja-duta*, *Wahpeton* (sic) chief as well as in the book by Kodým is *Zitki-adan-duta* – which most likely corresponds with the name of *Zitkadanduta* (Scarlet Bird), who was Mdewakanton war chief and a contemporary of *Taoyateduta* (Diedrich 2006, 21).¹² The question remains why Vojta Náprstek mistakenly listed the tribe of both Dakotas. The meeting occurred probably at the Lower Sioux Agency, where he could have obtained reliable information whom he actually met. There is not explanation for it.

Vojta Náprstek highly valued this bison robe which is recorded today in the Náprstek Museum with an inventory number 44 738 and displayed in the permanent exhibition. There is no doubt that he obtained it in the USA because in 1882 the bison robe was recorded into the historical inventory catalogue of the Industrial (Náprstek) Museum

collections labeled E 221, and as a gift from Mr. Vojta Náprstek.

The bison robe from the Náprstek collection is decorated by a highly conventionalized design known as "box and border". This type of clothing with geometrical pattern was especially prominent among the Dakota and were painted and worn exclusively by women (e.g. Lowie 1954, 131; Driver 1961, 193; Galante 1979, 9, 11). The robe was usually thrown over the back so that the head of the animal faced the woman's left shoulder. The pattern – a frame around an oblong field that encloses many minor figures and is in characteristic position above the center – is said to represent the visceral organs of the flayed buffalo, or a symbol of the bison, which was associated with the woman principle (e.g. Lowie 1954, 131-132, fig 81; Galante 1979, 11). An exact explanation of the ornament was never recorded in the field because it has been long forgotten. The robe from the Náprstek Collection has a classic color combination of brown and a red with white negative paint. Very similar robe comes from the Collection of the Maximilian Prince of Wied, c. 1833 and is stored in the Linden Museum, Stuttgart (Schierle 2001, 24 fig.6). This ornaments in red, brown and white negative color are typical for the Dakota painting on women bison robes from the first half of 19th century. Late in the eighteenth century, a mercury vermilion from China was introduced in the Indian trade. It was immediately very popular, and many early hides from the first half of the nineteenth century were painted in combination of vermilion red, dark brown, and white glue sizing. This colorless glue sizing was applied to the clean white hide, and, although colorless at first, it showed white as the hide became soiled or was smoked (Galante 1979, 10). Glue served as an adhesive for the color and it was applied on the surface as a protective paint. Using the vermilion and the glue on the robe No. 44738 stored in the Náprstek museum is supported by an analysis done by Institute of Chemical Technology, Prague.¹³

Captions: (1) Vojta Náprstek, a portrait circa from 1855 or 1856, American daguerreotypy. Náprstek Museum Library Collection, Prague. (2) A house in Milwaukee where Vojta Naprstek had his bookshop, 1849. Náprstek Museum Library collection, Prague. (3) Ft. Snelling. Painting by Seth Eastman (Archive AIR) (4) Memorial and a Museum in the Lower Sioux Agency, Photo by Katerina Klápštová, 2008. (5) The black line shows Naprstek's round trip from St. Paul to the Upper Sioux Agency in April and May 1856. The map was edited by Jan Sejbl, Naprstek Museum, Prague. (6) Taoyateduta (on the right) with Joseph R. Brown, in Washington D.C., May 1858. Gilcrease Museum, Tulsa OK. (7) Dakota robe (No. 44738) from the Náprstek Collection. Náprstek Museum, Prague.

(Der vorliegende Originaltext wurde von M. Koch ins Deutsche übertragen.)

¹² "Zitkadanduta (Scarlet Bird), the brother-in-law of chief Marpiyawicasta (Cloud Man), was both a *zuyawakan* (war prophet) and *wahpíya* (healer) of the Marpiyawicasta band. "Wraaped in buffalo robe, bound with rope...he was rolled into a lodge with a sick man..." (Diedrich 2006, 21)

¹³ An analysis was done in 2009 by A. Kloužková and M. Novotná, Institute of Chemical Technology, Prague.

Das Leben der Lakota-Tashina Liselotte Welskopf-Henrich und die Indianer

»Die Indianer [...] bewundern die Technik des weißen Mannes und wundern sich über seinen Mangel an Menschlichkeit. Bei vielen Stämmen, speziell den Wald- und Prärieindianern, hatten sich noch die gesellschaftlichen Charakterzüge der Gleichberechtigung, der Hilfsbereitschaft, der Tapferkeit und Aufrichtigkeit einer noch nicht gespalteten Gesellschaft erhalten, und sie wirken bis heute nach. Ohne Zweifel gab es und gibt es neben dem Licht auch Dunkel, und auch das in reichem Maße. Dennoch haben uns diejenigen Indianer, die den schweren Umwälzungsprozess verstehen und bewußt meistern wollen, aus ihren Traditionen und Erfahrungen etwas zu sagen, worauf wir hören sollen wie auf das Wort von Brüdern.«

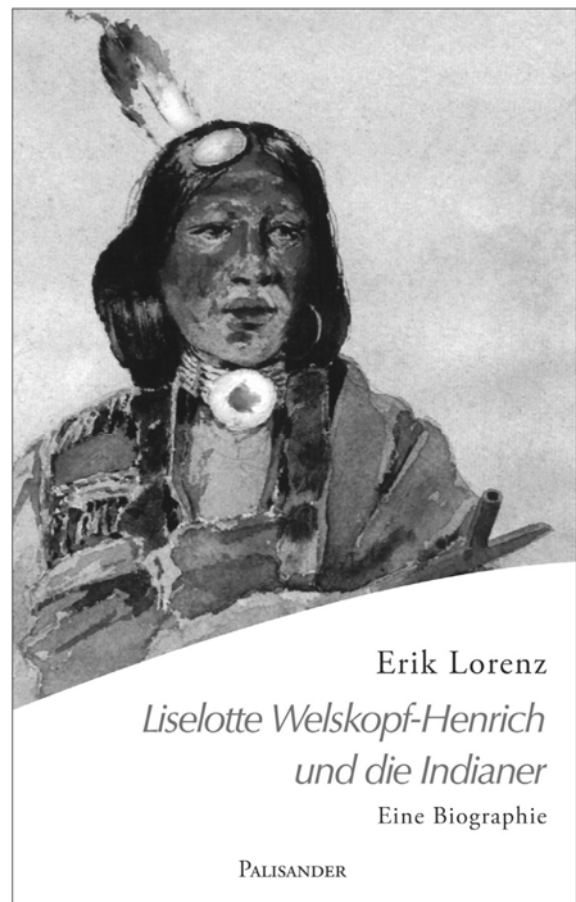
Liselotte Welskopf-Henrich (1901-1979)

Sie war die Verfasserin der Werke »Die Söhne der Großen Bärin« und »Das Blut des Adlers«. Ihre Bücher wurden in 18 Sprachen übersetzt und in Ost und West millionenfach verlegt. Doch wenig wußte man bisher über das Leben der Liselotte Welskopf-Henrich.

Ihr Verhältnis zu den Ureinwohnern Nordamerikas war geprägt von einer lebenslangen, leidenschaftlichen Anteilnahme und von wissenschaftlichem Interesse. Dies spiegelt sich in ihren Büchern wider, in denen sie sich auf Grundlage von genauer Forschung um eine kulturhistorisch richtige und gerechte Darstellung der Indianer bemühte. Sie versuchte, auf deren Probleme aufmerksam zu machen und setzte sich aktiv für eine Verbesserung ihrer Lebensumstände ein. Dafür erhielt sie von den Lakota den Ehrennamen Lakota-Tashina (»Schutzdecke der Lakota«).

Erik Lorenz erzählt das Leben der außergewöhnlichen Autorin und Wissenschaftlerin – sie war Professorin für Alte Geschichte – und zeigt die Quellen und Beweggründe für ihr

belletristisches Schaffen auf. Dabei kommt Welskopf-Henrich so oft wie möglich selbst zu Wort: in Zitaten oder ganzen Aufsätzen, die in diesem Buch teilweise zum ersten Mal veröffentlicht werden.



Erik Lorenz
Liselotte Welskopf-Henrich und die Indianer
 Vorwort von Dr. Rudolf Welskopf
 Nachwort von Prof. Isolde Stark
 272 S., Festeinband m. Schutzumschlag
 ISBN 978-3-938305-14-0
 € 19,90

Portofreie Lieferung an Privatkunden bei:
www.palisander-verlag.de

Hudson River School: Über die Gesellschaftskritik im Werk von Thomas Cole

Joest Leopold

In der folgenden Untersuchung soll der gesellschaftskritische Aspekt im Werk des amerikanischen Landschaftsmalers Thomas Cole fokussiert und in Bezug zu seiner religiösen Überzeugung gesetzt werden. Die zentralen Motive seines künstlerischen Schaffens werden dabei einer religionsgeschichtlichen Analyse unterzogen und in den Kontext der theologischen Diskurse seiner Zeit gestellt.

The following investigation will focus on the aspect of social criticism in the work of the American landscape painter Thomas Cole with reference to the maturing of his religious conviction. The central motifs of his artistic work will undergo a religio-historical analysis and will be placed in the context of the theological discourse of his time.

El siguiente estudio aborda el aspecto de la crítica social en la obra del paisajista americano Thomas Cole y intenta relacionarlo con la convicción religiosa de éste. Los motivos centrales de su producción artística son analizados según los métodos de la historia de las religiones y puestos en el contexto de los discursos teológicos de su época.

Im 19. Jahrhundert etablierte sich vor dem Hintergrund der Lösung von den europäischen Kolonialmächten eine eigenständige amerikanische Landschaftsmalerei, die als Hudson River School in die Kunstgeschichte einging. Sie basierte auf dem erstarkten amerikanischen Selbstbewusstsein, das seine Wurzeln nunmehr in der Neuen Welt zu suchen begann.

Im Folgenden sollen die geistes- und kulturgeschichtlichen Bedingungen, unter denen diese Bewegung künstlerisch tätig wurde, und ihr philosophisch-kritisches Selbstverständnis untersucht werden.

Wir müssen weit in die Vergangenheit der amerikanischen Landnahme zurückgehen, um zuerst einige Motivationen der frühen Siedler des 17. und 18. Jahrhunderts näher zu betrachten.

Allgemein bekannt ist die Tatsache, dass sich zahlreiche europäische Bauern und Handwerker angesichts ihrer politischen und finanziellen Abhängigkeit von der Heimat trennten und auf den Weg nach Amerika machten. Dass viele sich dabei aufgrund ihrer christlichen Sozialisation mit den mosaïschen Israeliten auf dem Exodus aus Ägypten verglichen (Eliade 1989, 133 / M. Stoll 2007, 38), wird dabei oft übersehen. Zwar ist auch bekannt, dass die fehlende Religionsfreiheit für diverse protestantische Konfessionen ein Grund war, Europa zu verlassen, doch die Details des Glaubens bedürfen einer eingehenden Betrachtung (Sautter 2006, 20ff.). Schon Kolumbus währte sich in dem Glauben, das verlorene Paradies wieder gefunden zu haben, und die ersten Kolonisten waren der Überzeugung, die Sonne habe sie und ihre Religion von Europa nach Amerika ins Paradies geleitet. Damit waren sie ihrer Ansicht zufolge dem natürlichen Ausbreitungsweg des

Christentums von Ost nach West gefolgt und hatten den Weg des Glaubens von Israel über Europa nach Amerika fortgesetzt (Eliade 1989, 128; 131). Dieses paradisiische Amerika erschien den Neuankömmlingen rein und jungfräulich genug, um sich im Mittelpunkt der Welt, im verlorenen und wieder gefundenen Eden zu wähen (Marx 2000, 76/ Magoc 2002, 1/ Perreault 2007, 22). Die eigentlichen Herren des Kontinents, die indianischen Stammesvölker, galten als kulturell minderwertig, so dass das Land für die Europäer 'untertan' zu machen sei (Schnurmann 1998, 222). Die Tatsache, dass die indianischen Stämme das Land nicht zu Privateigentum machten, galt den Europäern als Einladung zur Besiedlung nach überliefertem Muster (Magoc 2002, 7). Zudem galten die zahlreichen Seuchenverluste auf Seiten der Stämme den Engländern als Gottesbeweis für die Rechtmäßigkeit ihrer Ablösung als Landesherren (Perreault 2007, 23). Die amerikanische Wildnis wurde zu einem perfekten Gegenort zum depravierten Europa, an dem eine göttlich inspirierte Gesellschaft neu anfangen konnte (M. Stoll 2007, 35).

Der Glaube an einen Neuanfang im Guten, vergleichbar mit dem des mythischen Stammvaters Abraham (Gen. 12) oder dem der Israeliten in Kanaan nach dem Exodus aus der Knechtschaft Ägyptens (Ex. 3) führte zu einer kosmisierenden Verklärung Amerikas und damit zu einer bewussten Abgrenzung von Europa.

Das Menschsein ist im religiösen Sinn nur durch eine dauerhafte Verbindung zwischen Himmel und Erde möglich. Diese wird in einer axis mundi, einer Weltenachse, als Mittelpunkt symbolisiert und ist nicht nur Stammesvölkern bekannt. Sie findet sich z.B. in Kirchen, Wegekreuzen, Wallfahrtszentren, Bäumen usw. auch im christlichen Glauben verankert (Eliade

1984, 34). Amerika wurde kosmisiert und zum Mittelpunkt der Welt, in dem sich Gott durch die paradisiischen Zustände offenbart hatte. Er manifestierte sich vor den gläubigen Siedlern als absolute Wirklichkeit im Raum (Eliade 1984, 23). Betrachtet man die Namen, die die neuen Ortsgründungen von den Siedlern erhielten, so kann man den Wunsch nach Neuanfang erkennen: New-England, New-York usw. sollten zum Ausdruck bringen, dass das Leben in Amerika neu und damit besser werden sollte (Eliade 1989, 132). Auch die zahlreich verwendeten biblischen Ortsnamen wie Bethlehem, Nazareth usw. sprechen eine beredte Sprache. Schließlich glaubte man, einen Ort gefunden zu haben, der göttliche Züge offenbarte. Gerade der Protestantismus suchte seinerzeit einen solchen Ort, um die Reformation zu vollenden (Eliade 1989, 132). Mit Fleiß und Gottvertrauen wollten die protestantischen Siedler Amerika zu ihrem persönlichen Paradies, zum neuen Eden machen (Eliade 1989, 134 / Dean 2007, 75 / Perreault 2007, 16). So avancierte Amerika zum verheißenen Land, in dem die Puritaner das durch Adam und Eva verlorene Paradies wiedergewinnen wollten (Perreault 2007, 28).

Diese Einstellung überdauerte auch die Kriege des 18. Jahrhunderts und die Phase der Konsolidierung der USA. Trotz aller Widerstände seitens der indianischen Stammesvölker und der Unberechenbarkeiten des Landes hielten die folgenden Generationen an ihrem reformatorischen Ziel fest. Das 19. Jahrhundert brachte den USA die bereits erwähnte kulturelle Lösung von Europa und ein wachsendes Selbstbewusstsein mit nationalistischer Prägung (Coppystone 1999, 14 / Sautter 2006, 134). Dieser Prozess wurde durch den Erwähltheitsglauben der protestantischen Bevölkerung und ihre politische Aufgeklärtheit getragen (Sautter 2006, 17). Schließlich war das Streben nach Selbstständigkeit die Grundmotivation aller Einwanderer.

Allerdings erlebten die Amerikaner zu Beginn des 19. Jahrhunderts, dass auch nach der Ablösung von Europa nicht alle gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Probleme gelöst waren. Das Transportwesen verbesserte sich zwar im ersten Drittel dieses Jahrhunderts deutlich durch eine öffentliche Förderung des Wegebbaus, was einfachere Zugänge zu den größeren Märkten für alle versprach. Der Ausbau der Wege führte jedoch in einem bisher ungeahnten Ausmaß zu Landspekulation und einer Verteuerung der Waren durch Maut und andere Gebühren (Sautter 2006, 141). Auch der fortschreitende Eisenbahnbau verursachte Preissteigerungen und eine wachsende Konkurrenz auf den lokalen Bauernmärkten durch Monopolisten und Großkaufleute. Gab es 1836 etwa 2000 km Schienenwege, so vervielfachte sich das Streckennetz bereits 1850 auf 15.000 km und bis 1860 auf 50.000 km

(Sautter 2006, 142 f.). Befürworter der Industrialisierung argumentierten mit der immensen Kraft der Maschinen, die ihrer Meinung nach helfen würden, die Wildnis in blühende Gärten zu verwandeln (Marx 2000, 183). Doch der technische Fortschritt bedeutete für die meisten Bürger der USA eher eine Bedrohung als eine Unterstützung.

Die Phase des technischen und finanziellen Aufschwungs nach den schweren Kriegen bis 1812 bedeutete lediglich für kleine Gruppen der amerikanischen Gesellschaft besondere Vorteile. Sie fiel in die Amtszeit des Präsidenten Jackson (1829-1837), der sowohl die Papiergeldverdreifachung als auch die Landspekulation unterstützte (Sautter 2006, 185). Zwar verbesserte der Demokrat Jackson die politischen Rechte der Bürger, doch der Ausbau der Kreditwirtschaft verlief offensichtlich zu schnell, so dass er direkt in eine Finanzkrise münden sollte (Millhouse 2007, 50). 1837 kam es deshalb zu einer Rezession. Kredite konnten nicht zurückgezahlt werden und Firmenpleiten führten zu hoher Arbeitslosigkeit. New York verwandelte sich binnen kurzem von einer Stadt des Luxus in einen Ort der Misere (Sautter 2006, 156 / Millhouse 2007, 50).

In dieser Zeit suchte die Regierung neue Ländereien im Westen für ihre Bürger und die zahlreichen Immigranten. Durch ein Removal der indianischen Stämme des Ostens nach Oklahoma sollten offenbar finanzielle Probleme kompensiert werden. Noch in Jacksons Amtszeit spekulierten zahlreiche Kapitalisten mit indianischem Land, das sie nach der Vertreibung mit immensem Gewinn weiter verkauften (Talbot 1988, 156f.). Jackson, der als indianerfeindlich galt (Prucha 1988, 45 / Talbot 1988, 156), setzte die Stämme unter starken Druck und führte damit die Politik seines Amtsvorgängers Monroe fort, der bereits 1824 vor dem Kongress eine Umsiedlung zur Lösung des Landrechtsproblems vorgeschlagen hatte (Prucha 1988, 44). 1840 befand sich dann der Großteil der Stammesvölker westlich des Mississippi (Prucha 1988, 46).

Obwohl kein ursächlicher Zusammenhang besteht, setzte in der Folge des Removals in den 1840er Jahren die Mechanisierung der landwirtschaftlichen Arbeit in großem Stil ein. Landwirtschaftliche Produkte aus den neuen mittelwestlichen Regionen überschwemmten in Folge des Wegausbaus die Bauernmärkte der atlantischen US-Staaten. Die kapitalistische Produktionsintensivierung für ferne Märkte sowie die ebenso einsetzende Mechanisierung des Handwerks führten zum Zusammenbruch der Selbstversorgung. (Smith 1970, 155 / Magoc 2002, 9 / Sautter 2006, 148 ff. / S. Stoll 2007, 56 f.)

Verlierer dieser Entwicklung waren neben den vertriebenen Indianern die kleinen Bauern und Handwerker, die nun als Lohnarbeiter in den Fabriken an-

heuern oder weiter nach Westen ziehen mussten (Smith 1970, 135). Schon in Präsident Jeffersons Amtszeit wurde der amerikanische Kontinent von einer staatlich legitimierten Expedition unter der Leitung von Lewis und Clark bis zum Pazifik durchquert. Die Erkenntnisse dieser Forschungsreise wurden in der Öffentlichkeit diskutiert und ließen in den Köpfen der Menschen die Idee einer Schnellstraße in die fruchtbaren Gefilde des Westens entstehen (Smith 1970, 17). Ungeachtet der immensen Gefahren und der legitimen indianischen Besitzansprüche spekulierten in der Folge zahlreiche Amerikaner mit dem Gedanken eines erneuten Exodus über die Plains und die Rocky Mountains. Gerade in den 1840er Jahren expandierten die USA in besonderer Weise: 1845 annektierten sie Texas, ein Jahr später setzten sie ihre Ansprüche auf das Oregon-Territorium durch und 1848 gliederten sie Teile Mexicos ein (Talbot 1988, 159). Diese Entwicklung steht im Zusammenhang mit dem Schlagwort vom 'manifest destiny', das den Herrschaftsanspruch der US-Amerikaner über den ganzen Kontinent begründete. Das Gefühl des Erwähltheits wurde erneut angesprochen, um möglichst vielen Menschen den Weg in den Westen schmackhaft zu machen. (Sautter 2006, 192 / S. Stoll 2007, 55f.)

Als Ende der 1840er Jahre eine neue Konjunktur einsetzte (Sautter 2006, 147), wuchs die Unruhe in der Bevölkerung weiter an. Angst vor umwälzenden Veränderungen, wie sie die Papiergeldwirtschaft, die Land Spekulation und die Industrialisierung mit sich brachten, breiteten sich in weiten Kreisen Amerikas aus, da die Erfahrungen der 30er Jahre noch deutlich in Erinnerung waren (Sautter 2006, 152). In der Folge verarmten erneut große Teile der Städte und litten unter hoher Arbeitslosigkeit und mangelnder Hygiene in den Armenvierteln. New York wuchs von 124.000 Einwohnern im Jahre 1820 auf 350.000 im Jahre 1840 (Sautter 2006, 156 ff.). Angesichts der Verarmung und Verelendung der Arbeitslosen auf der einen Seite und der kapitalistischen Exzesse auf der Seite der wirtschaftlichen Elite schätzten immer mehr Amerikaner das Leben in der Einsamkeit der Wälder und Ebenen als ländlichen Segen. Im Gegensatz zum städtischen Dasein, das zunehmend als sündhaft empfunden wurde, bot das einfache Landleben erneut Hoffnung auf eine Selbstversorgung (Eliade 1989, 137). Biblische Vorbilder wie Johannes der Täufer, der in der Wildnis lebte, um Zwiegespräche mit seinem Gott zu führen (Mat. 3, 3-4) und romantische Vorstellungen über indianische Lebensweisen verstärkten den Drang zahlreicher Ostküsten-Amerikaner, der Attraktivität eines Lebens in der pastoralen Landschaft nachzugeben (Marx 2000, 9). Deshalb vitalisierten die Industrialisierung und ihre negativen Folgen den alten Mythos von einem neuen Paradies im Westen erneut (Smith 1970, 124).

Vor dem Hintergrund der hier skizzierten geistes- und kulturhistorischen Prozesse und Bedingungen muss die amerikanische Landschaftsmalerei der s. g. Hudson River School als Reaktion verstanden werden. Die gebildeten Schichten in den USA begaben sich angesichts der kapitalistischen Entwicklung auf die Suche nach religiösen und ethischen Leitvorstellungen (Albanese 1990, 119 / Sautter 2006, 157), die ihnen alternative Werte vermitteln sollten. Eine Gesellschaftsführung durch den Kapitalismus wurde von ihnen und den religiös inspirierten Reformern und Mahnern abgelehnt. Auch die transzendentalistische Kritik an der Profitgier und Ausbeutung der Natur (Sautter 2006, 160) wollte zu einem Umdenken anregen. Der Einfluss der europäischen Romantik darf in diesem Zusammenhang nicht unterschätzt werden (Coppstone 1999, 22). In der romantischen Theorie findet sich die Wahrheit nicht nur im Rationalen, sondern auch im Gefühlten. So suchten die Gegner der kapitalistischen Entwicklung einen Rückzugsraum im Weltbild der Romantik. Künstlerischen Ausdruck fand die Kapitalismus-Kritik vor allem in den Bildern der Landschaftsmaler. Herausragender Vertreter der ersten Generation ist Thomas Cole, der moralisierende und religiöse Bilder schuf. In seinem Oeuvre zeigt sich eine deutlich kulturpessimistische Gesellschaftskritik. Spätere Generationen der Hudson River School verzichteten meist auf plakative religiöse Motive und verharren schließlich ausgangs des 19. Jahrhunderts in anderen klischeierten und kritikfreien Traditionen (Driscoll 1997, 13f.).

Die Kunstschule, die ihren Namen aus der Vorliebe der Maler für das gleichnamige Tal im Bundesstaat New York erhielt, war niemals eine feste Gruppe. Es waren Individualisten, welche die Liebe zur heimlichen Landschaft teilten und von der Öffentlichkeit deshalb als einheitliche Bewegung wahrgenommen wurden. Die Künstler hatten Kontakt zu Wissenschaftlern, Literaten und Theologen (Driscoll 1997, 8) und bündelten deshalb anfangs in ihren Bildern die Kritik an der vorherrschenden Politik. Ihr Religionsverständnis war, typisch für die Zeit der Romantik, sehr offen. Viele vermengten ihre protestantische Grundhaltung mit den Ideen einer Naturreligiosität (M. Stoll 2007, 44 / O'Toole 2005, 11;18) und machten Anleihen bei den nordamerikanischen Stammesreligionen. Ihr Glaube an die religiösen und didaktischen Werte der Natur war eine große Motivation für ihr Schaffen (Driscoll 1997, 9). Unterstützung erhielten sie von R.W. Emerson, der 1836 in seinem Essay 'Nature' für eine Versenkung in die Natur plädierte, um die Vereinigung mit Gott zu finden (Albanese 1990, 81 ff. / O'Toole 2005, 12 f. / Novak 2007, 12 f.), sowie durch A. Alison, der sagte, "nature is the temple of the Living God" (Alison in Driscoll 1997, 11).

Zahlreiche Landschaftsmaler wurden zu Anwälten der Natur und des pastoralen Lebens vergangener Jahrhunderte, indem sie beide Sujets so darstellten, als wären sie göttlichen Ursprungs. Die meisten Bilder thematisierten dabei natürlich amerikanische Szenen. So nahm die Hudson River School das neue nationale Selbstbewusstsein auf, um ihre Kritik darzustellen. Die Tatsache, dass das Land als Teil der amerikanischen Seele galt (Driscoll 1997, 18), half der Bewegung bei der Verbreitung ihrer Ideen. Neben der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung stand die Suche nach der nationalen Identität im Vordergrund von Gesellschaft und Politik. So entdeckten die Amerikaner in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Landschaft (Coppystone 1999, 14 f.) und ihre Vergangenheit, die sich für sie nicht in Kirchen, Ruinen usw., sondern in der großartigen Natur manifestierte (Driscoll 1997, 19). Weil zahlreiche Einwohner des Landes kaum noch mit der Wildnis oder mit dem bäuerlichen Landleben in Berührung kamen, avancierte die Landschaftsmalerei zum tragenden Element bei der nationalen Identitätssuche (Coppystone 1999, 22). Dabei prägte die Malerei das Landschaftsverständnis der Betrachter. Die Bilder beeinflussten die Wahrnehmung und unterstützten nachhaltig die Konstruktion von Landschaftsvorstellungen (Burckhardt 2006, 21), in diesem Fall die alte Idee vom amerikanischen 'Paradies'.

Üblicherweise stellte die europäische Landschaftsmalerei der Neuzeit klassisch-antike und biblische Ideen dar. Erst mit der Romantik wurde diese Festlegung aufgeweicht. P. O. Runge (1777-1810) war einer der ersten Künstler, die erklärten, dass auch nicht-biblische Themen abgebildet werden könnten (O'Toole 2005, 16). Gerade die Wildnis und die Rolle des Menschen in der Natur sind Hauptthemen der Hudson River School. Die Dialektik von Bewahrung und Exploration bestimmte die Kunst (O'Toole 2005, 13), die viele Maler mit einem religiösen Eifer schufen (Coppystone 1999, 29). So zeigen die Bilder den göttlichen Aspekt der Schöpfung und den alttestamentlichen Bewahrungsauftrag, den die Kapitalismuskritiker in den untergegangenen Bewirtschaftungsformen der frühen Siedler und Pioniere, aber ansatzweise auch in den indianischen Lebensweisen verantwortungsvoll ausgeführt erkannten. Gott schuf die Natur (Gen. 1-2) und zeigte sich durch sie, und die Amerikaner führten seinen Plan in der Eroberung des Landes fort (Baigell 1998, 10), bis die Hybris der Industrialisierung und des Kapitalismus mit ihrer Brutalität die Schönheit der Erde zerstörten. Es galt bereits im 19. Jahrhundert als Verdienst der Hudson River School, zumindest in den Bildern den Rest des einstigen Paradieses gerettet zu haben (Driscoll 1997, 19).

Der bedeutendste Vertreter der ersten Generation war zweifellos Thomas Cole (1801-1848). Er war der erste, der die amerikanische Wildnis auf vollkommene Weise darstellte (Baigell 1998, 11) und damit das thematische Diktat der europäischen Landschaftsmalerei durchbrach. Für ihn gilt die eingangs skizzierte allgemeine gesellschaftskritische Haltung der Hudson River School im Speziellen. Cole sah skeptisch auf die Geschwindigkeit, mit welcher der technische Fortschritt die Wildnis zerstörte (Baigell 1998, 22), und er lehnte Städte als unsauber und unmoralisch ab (Baigell 1998, 19). Er beobachtete genau, dass die Zerstörung der paradiesischen Wildnis und die Ausbeutung des Landes von den Städtern und ihrer Spekulation ausgingen. Diese Entwicklung stand im krassen Gegensatz zu Gottes mosaischem Bewahrungsauftrag (M. Stoll 2007, 39). Konsequenterweise zog sich der Künstler deshalb aus der Großstadt zurück (Millhouse 2007, 48), um auf dem Land zu leben. Mit dem städtischen Leben verabscheute er zugleich Luxus und die Darstellung persönlichen Reichtums und idealisierte das einfache Leben, das er in der Lebensweise der vergangenen Pionierzeit zu erkennen glaubte. So wundert es auch nicht, dass er Jacksons Politik und ihre wirtschaftliche Ausrichtung offen in Frage stellte (Baigell 1998, 22). Cole galt in seiner Heimat bald als Moralist, dessen didaktische Autorität jedoch nicht angezweifelt wurde (Coppystone 1999, 29). Ganz im Gegenteil: einen Cole zu besitzen, bedeutete in den Augen der US-Amerikaner des 19. Jahrhunderts einen Ausdruck von Heimatliebe zu zeigen.

Bis in die 1830er Jahre drehte sich Coles Kunst überwiegend um das Thema Leben und Tod (Baigell 1998, 19). Er verarbeitete dabei zahlreiche naturfromme Ideen vom regenerativen Kreislauf des Lebens, die einem tieferen Verständnis der Natur entsprangen, als es die christlich-abendländische Tradition kannte (z.B. "The Clove" von 1827 oder "Landscape with Tree Trunks" von 1827/1828). Der Künstler verband gekonnt religiöse Ideen mit landschaftlichen Elementen zu mystisch anmutenden Kompositionen, die ihm die erwünschte Anerkennung und Autorität einbrachten (Coppystone 1999, 40). Als herausragende Beispiele können hier "Expulsion from the Garden of Eden" von 1827/1828, "The Oxbow" von 1836 oder der Zyklus "The Voyage of Life" von 1840 angeführt werden.

Doch auch persönliche Ängste flossen in die kritischen Bilder ein. Spätestens seit den 1840er Jahren wies Coles Kunst eine neue religiöse Dimension auf. Seine Angst vor dem Tod näherte ihn dem Christentum wieder an. Ab 1842 hielt er sich an die Episcopal Church (Baigell 1998, 25 f.), in der er Geborgenheit und seinen späteren Biographen Louis Noble fand.



Abb. 1: Thomas Cole: "The Clove, Catskill" (New Britain Museum of American Art. Charles F. Smith Fund. 1945.22)

Bis zu seinem Tod fertigte Cole zahlreiche Gemälde und Zeichnungen an, die nicht nur amerikanische Landschaften, sondern auch antike europäische Themen beinhalteten. Aus seinem vielschichtigen Werk sollen im Folgenden drei Bilder vor dem Hintergrund der skizzierten Gesellschaftskritik analysiert werden, um ihren didaktischen Wert sichtbar zu machen.

In Coles frühem Werk "The Clove, Catskill" von 1827 (Abb. 1) begegnen uns bereits zahlreiche schulprägende und biographische Elemente der Form und Kritik. In der Darstellung unberührter Wildnis zeigt sich die naturfromme Haltung des jungen Cole. Die Herbstlandschaft wirkt durch ihre Dreieckskomposition aus Wasserfall und abgestorbenem Baum im Vordergrund und der Wolkenlücke im Hintergrund im ersten Moment harmonisch auf den Betrachter. Bei näherer Betrachtung erkennt man allerdings auch bedrohliche Elemente. Hierfür ist unter anderem ein Charakteristikum in Coles Malerei verantwortlich: Sich kreuzende Diagonalen im Bildaufbau (Baigell 1998, 13) verzahnen sich mehrfach zu einer Zickzacklinie, die die rechte und linke Bildhälfte miteinander verbindet. Dunkle Waldpartien auf der rechten Seite werden durch Coles Methode mit hellen Partien der linken Seite verflochten. Die dunklen Wälder verweisen auf

den Tod. Im Vordergrund dieses düsteren Ortes ist ein abgestorbener Baum zu sehen, der den Gesamteindruck noch verstärkt. Normalerweise wurde in den Bildern der Hudson River School der Mensch als Gegensymbol zur Natur benutzt (Driscoll 1997, 18). Hier findet sich jedoch ein nicht näher zu identifizierender Waldlandindianer vor dem dunklen Wald als Symbol der sterbenden Natur. Dieses Detail kann



Abb. 2: Thomas Cole: "The Old Mill At Sunset". (Nelson-Atkins Museum of Art. Nelson Trust through the ever Glades Fund and exchange of a gift from Howard P. Treadway and Tertia F. Treadway Collection, 2004.29)



Abb. 3: Thomas Cole: "Home In The Woods" (Courtesy of Reynolda House Museum of American Art, Winston-Salem, North Carolina)

als Kritik an der amerikanischen Indianerpolitik, die die Vertreibung und Vernichtung zum Ziel hatte, gewertet werden. Die schemenhafte Gestalt dient Cole wohl als moralische Instanz, die an das Gewissen appellieren und zum Umdenken in der Behandlung der Indianer führen soll. Auf der anderen Seite finden sich dagegen überwiegend Symbole des Lebens. Ein bunt leuchtender Herbstwald und der Wasserfall im Vordergrund machen diesen Teil des Bildes geradezu zu einem locus amoenus. Die herbstliche Färbung muss allerdings auch als Hinweis auf den bevorstehenden Winter und damit symbolisch als Übergang zum Tod interpretiert werden. Damit wird der Zyklus von Leben

und Tod sichtbar und auf die amerikanische Wildnis übertragen, die vor der wirtschaftlichen Exploration weichen muss. In der Darstellung des Himmels finden wir eine Umkehr des bisher Gesagten. Bedrohliche Wolken verfinstern den locus amoenus, und Sonnenschein beleuchtet Teile des finsternen Waldes. Durch diese mehrfache Verzahnung wird zum Ausdruck gebracht, dass Leben und Tod unbedingt zusammen gehören und zwei Pole eines regenerativen Kontinuums sind. So wird das Bild "The Clove" zu einer Metapher des Lebens, die nicht nur über die Darstellung des Indianers auch als Kritik an der herrschenden Politik zu verstehen ist.



Abb. 4: Asher Durand: "Progress" (Archivbild)



Abb. 5: Asher Durand: "Sunday Morning" (New Britain Museum of American Art, Charles F. Smith Fund, 1963.04)

"The Old Mill at Sunset" aus dem Jahre 1844 (Abb. 2) stellt dagegen ein vergleichsweise spätes Werk des Künstlers dar. Das ovale Gemälde zeigt eine friedliche Szene im Abendlicht. Hier findet sich keine unberührte Wildnis mehr, sondern vielmehr eine amerikanische Kulturlandschaft des frühen 19. Jahrhunderts, in der kein Hinweis mehr auf die indianische Urbevölkerung zu finden ist. Sowohl das Format als auch das goldfarbene Licht drücken Geborgenheit aus. Die Kühe auf der Halbinsel sind typische Symbole der bäuerlichen Koexistenz zwischen Mensch und Natur (O'Toole 2005, 19) und unterstützen den friedlichen Eindruck noch. Hier zeigt Cole eine amerikanische Ideallandschaft, in der die 'gute alte Zeit' beschworen wird, die es so wahrscheinlich nie gab. Spielende Kinder im Vordergrund vermitteln die Illusion einer perfekten Idylle, in der das Böse nicht existiert. Die Abendsonne lässt einen traditionell geprägten Arbeitstag auf dem Lande ausklingen und hüllt die Szene in ein scheinbar göttliches Licht (O'Toole 2005, 16). Dieses Licht verleiht der Landschaft eine religiöse Überhöhung, die dem Betrachter die Richtigkeit des Geschauten vermitteln soll. Für die Präsentation intakter Landschaften, also harmonisch wirkender Naturräume, benutzten Künstler aller Epochen die Darstellung scheinbar 'authentischer' Wirtschaftsweisen. Hierbei handelt es sich in der Regel um historische Techniken, die unserer Wahrnehmung das Bild einer heilen Welt vermitteln. Moderne Bewirtschaftungsformen dagegen werden kritisch beäugt. Positiv konnotierte Kulturlandschaft ist für die Menschen aller Zeiten die Landschaft, in die sie zu spät kommen und aus der sie lediglich ableiten können, wie es einmal war (Burckhardt 2006, 86; 93). In der Vermittlung dieser Wahrnehmung liegt aber die Absicht Coles, dem die industrielle Entwicklung missfiel und der das handwerklich-bäuerlich geprägte Landleben präferierte. So spricht aus der Feierabendstimmung die protestantische Moral von der Sonntagsruhe nach vollbrachter Hand-Arbeit, eine Idee, welche die fleißigen Siedler der Pionierzeit als gottgefällig ansahen und in ihre pastorale Praxis umsetzten. Die Idealisierung vergangener Zeiten wird durch weitere Bildelemente und Stilmittel unterstützt. Coles neu gewecktes Interesse am Protestantismus lenkte sein Augenmerk nun vermehrt auf biblische Ideen. Der alttestamentlich begründete Bewahrungsauftrag (Gen. 1, 27 ff.) beinhaltet die Vermehrung und Ausbreitung des Menschen. Die Kinder im Bildvordergrund können diese Inhalte symbolisieren und stehen im Kontext der Abendstimmung als Garanten des Lebens am nächsten Tag, also bildlich gesprochen in kommenden Epochen. Dabei müssen die Tageszeiten mit den Lebensaltersabschnitten assoziiert werden, eine gängige Praxis in der Symbolwelt der Hudson River School. So wird das Bild wiederum zur Darstellung des ewigen Kreislaufes,

worauf auch das Wasserrad der alten Mühle verweist. Die Industrialisierung stellt aber einen Sündenfall dar, der das irdische Paradies zerstört. "The Old Mill at Sunset" bündelt trotz seiner vordergründigen Idylle die Gesellschaftskritik der frühen Hudson River School. Das in Goldtönen verklärte amerikanische Paradies wird durch die Nachkommen der adamitischen Siedler bedroht. Urbanisierung, Landspekulation und Industrialisierung sind zur Entstehungszeit des Gemäldes bereits weit entwickelt und konterkarieren die Darstellung, um dem Betrachter das verlorene Paradies noch deutlicher vor Augen zu führen.

Mit dem Bild "Home in the Woods" aus dem Jahre 1847 (Abb. 3) haben wir schließlich eines der letzten Gemälde Coles vor uns. Thematisch schließt sich hier der Kreis, da eine frühe amerikanische Landnahme-szene dargestellt wird, in welcher der Mensch in die unberührt scheinende Wildnis eingreift. Diese wird wieder als Sitz göttlichen Seins erkannt, und damit nimmt das Bild Aspekte Coles früheren Schaffens auf. Das Zentrum des Gemäldes, das in gedeckten Grün- und Brauntönen erstellt wurde, nimmt eine Blockhütte ein, wie sie die Pioniere vergangener Tage errichteten. Sie steht vor dem Hintergrund eines Urwaldes am Ufer eines ruhigen Gewässers, wohl eines Sees. Das Haus bildet für die Siedler die Grundlage des Überlebens in der Wildnis und steht damit als Keimzelle der kolonialen Gesellschaft. Haus und Familie als kleinste gesellschaftliche Einheit appellieren in diesem Bild an das amerikanische Gemeinschaftsgefühl, das aus der von allen erlebten Not in der Wildnis geboren wurde. Diese Not umfasst sowohl die Gefahren der Wildnis als auch die Bedrohung durch Indianer. In der Rückbesinnung auf diese Zeiten liegt ein hoher didaktischer Wert des Werkes. Es zeigt dem Betrachter die gemeinsame Herkunft und den Anfang der US-amerikanischen Kultur auf. Der vom Fischfang heimkommende Vater, die ihn erwartende Familie, die Kühe im seichten Wasser und die trocknende Wäsche verdeutlichen das einfache, aber arbeitsreiche Leben der Pioniere vor einer paradiesischen Kulisse. Der zeitgenössische Betrachter fand seine eigenen Erfahrungen und Erinnerungen oder Erzählungen seiner Vorfahren in diesem Bild widergespiegelt. So wird der hier dargestellte Ort zu einem wieder gefundenen Paradies der eigenen Biographie (Burckhardt 2006, 35). Dieses biographische Bild aus dem Gedächtnis verbindet sich mit dem Inhalt des Gemäldes zu einer Landschaftsmetapher, die jeder Betrachter für sich interpretiert. So entsteht eine Beziehung zwischen Mensch und Land, die ein Zugehörigkeitsgefühl hervorruft, das z. B. in den Umwelt- oder Landschaftsschutz münden kann (Spirn 1998, 24ff.). Der beabsichtigte Effekt liegt wiederum in der Betroffenheit des Betrachters, dem die Umweltzerstörung, die Industrialisierung und Arbeitslosigkeit seiner Zeit als Gegenbild bekannt ist. Darüber

hinaus führt Cole dem nicht so subtil denkenden Menschen durch einen dreizonigen Bildaufbau den Lauf der Zivilisationsgeschichte vor Augen. Die intakt scheinende Wildnis im Hintergrund bildet die Matrix für das Kulturschaffen der Menschen im Mittelfeld des Gemäldes. Hier finden sich Haus, Boot und Alltagsgegenstände. Im Vordergrund herrscht jedoch Zerstörung: abgeholzte Bäume, gebrochene Äste und Unordnung kennzeichnen diesen Bereich. Der zivilisatorische Werdegang von der Wildnis über die Landnahme zur Landzerstörung ist klar ablesbar. Die amerikanischen Siedler rodeten zwischen 1650 und 1850 ca. 460000 km² Wald (S. Stoll 2007, 61), was nicht nur von Cole, sondern auch von zahlreichen Mitbürgern als unmoralisch empfunden wurde (S. Stoll 2007, 62). Die flächendeckende Rodung führte zur Zerstörung Gottes erster Tempel, der Naturheiligtümer (Novak 2007, 136), und dadurch natürlich zur Zerstörung der indianischen Lebensräume.

"Home in the Woods" bündelt am Lebensabend Thomas Coles noch einmal alle Kritik an der herrschenden amerikanischen Politik und an den rapiden technologischen und gesellschaftlichen Veränderungen, welche die s. g. Kulturlandschaft der Vergangenheit und ihre gesellschaftlichen Bedingungen zerstören. Coles Angst vor dieser Veränderung war weder neu noch einzigartig. Kulturlandschaft unterliegt immer einer Veränderung (Burckhardt 2006, 92), die meistens schmerzhaft erfahren wird. Doch schon das mythisch-bukolische Vorbild jeglicher konstruierter Landschaft, das biblisch tradierte Paradies war ein Garten und deshalb kulturellen Prozessen, also Veränderungen unterworfen.

Um das außergewöhnlich kritische Schaffen Thomas Coles besser verstehen zu können, soll im Folgenden kurz das Werk seines ebenso bedeutenden wie einflussreichen Nachfolgers Asher Durand analysiert werden. Im Gegensatz zu Cole spricht aus dem Werk Durands eher eine Zustimmung zum Wachsen und Werden der USA durch technologischen Fortschritt.

Asher B. Durand (1796-1886), der anfangs als Graveur und Porträtmaler arbeitete, schuf erst in der zweiten Hälfte der 1830er Jahre und später zahlreiche Landschaftsbilder. Etliche seiner Gemälde zeigen relativ kleinräumige Motive wie Felsen und Waldinneres. Vor allem sein Alterswerk scheint dabei gesellschaftsabgewandt und geradezu meditativ. Doch darüber hinaus malte Durand auch pastorale Landschaften, die das Erhabene der amerikanischen Natur thematisieren ("June Shower", 1854), und Bilder, in denen er die zivilisatorischen Eingriffe der Menschen in die Wildnis zu heroisieren scheint ("Progress", 1853) (Abb. 4). Die Stammesvölker Amerikas spielen in Durands Schaffen eine untergeordnete Rolle und dienen ihm folglich auch nicht als moralische Instanz.

Durand war dem Städtischen gegenüber positiv eingestellt und lebte von 1820 bis 1869 in New York. Obwohl er die gleichen zeitgeschichtlichen Ereignisse wie Cole erlebte, interpretierte er sie nicht als Zeichen der menschlichen Hybris, sondern verstand und akzeptierte sie als Wegbegleiter der Zivilisation. (Ferber 2007)

Das großformatige Gemälde "Progress" von 1853 verdeutlicht am eindrucksvollsten Durands Haltung gegenüber dem Fortschritt.

Das Bild ist diagonal in zwei Hälften geteilt, die für die beiden Sphären Wildnis und Zivilisation stehen. Die Wildnis auf der linken Seite enthält Reste eines ehemals undurchdringlichen Urwaldes und weist zahlreiche abgestorbene Bäume auf. Letztere verweisen genau wie die Schatten auf Tod und Niedergang, in diesem Fall auf das Ende der einstigen Wildnis Amerikas. Die toten und gefallenen Bäume symbolisieren den Preis des Fortschritts (Novak 2007, 142), den Amerika gerne zu zahlen bereit war. Genau wie bei Cole finden wir auch hier Indianer, Verlierer des Zivilisationsprozesses. Doch während Cole die Angehörigen der Stammesvölker eher bedauert, steht Durand ihnen offenkundig unberührt gegenüber. Hier stirbt, was dem Untergang geweiht zu sein scheint, um dem Fortschritt Platz zu machen.

Die rechte Seite des Gemäldes ist in helles Licht getaucht und erzählt die Geschichte des kulturellen Aufschwungs Amerikas: Im Vordergrund steht rechts eine Blockhütte. Sie ist ein beredtes Zeugnis der ersten Phase amerikanischer Landnahme und steht zeitgeschichtlich der Wildnis am nächsten. Aus diesem Grund trennt hier lediglich ein Weg die Hütte vom ungezähmten Urwald in der linken Bildhälfte. Der Weg, der die Lebensader der Zivilisation darstellt, führt in ein verschlafenes Dorf in einem lichten Wäldchen und wohl zu einer Stadt, die am Horizont zu erkennen ist. Durand erzählt mit dieser Aufreihung die Geschichte des Zivilisationsprozesses des Landes vom Blockhaus zur Stadt. In Assoziation dazu sehen wir am Blockhaus Hirten eine Herde treiben, Bauern einen Acker pflügen und Pferdewagen Güter transportieren. Es sind diese manuellen Tätigkeiten, die mit dem Anfang verbunden werden, mit der Wurzel, aus der Amerika seine technische und geistige Vitalität schöpft. Zwischen dem Dorf und der Stadt verkehrt bereits eine Eisenbahn, das führende Symbol der Industrialisierung (Marx 2000, 27; 191 f.), und am Horizont erkennt man Dampfschiffe und Industrie. Je weiter sich der Blick des Betrachters zum Horizont bewegt, desto breiter wird der urbanisierte Raum und desto gleißender strahlt das goldfarbene Licht der spätnachmittäglichen Sonne, das den technischen Fortschritt mit einer himmlischen Aura rahmt und zu heiligen scheint. In "Progress" drückt Durand seinen Glauben an die Richtigkeit des Fortschritts aus, der sich in der

Richtung des Sonnenuntergangs, also nach Westen hin ausbreitet. Das 'go west' wird entwicklungsgeschichtlich und religiös verstanden: Je weiter die USA nach Westen wachsen, desto größer und bedeutender wird der technische Fortschritt, der zugleich auch eine Bestätigung der Berufung zu sein scheint, der Berufung, diesen Kontinent zu erobern. Damit wird 'Progress' zu einer Projektionsfläche für die Ideen des 'manifest destiny' und dessen Folgen, die Urbanisierung und Industrialisierung.

Das deutlich kleinere Bild "Sunday Morning" (Fig. 5) aus dem Jahr 1860 nimmt Motive und damit vordergründig Stimmungen aus Coles Werk "The Old Mill at Sunset" auf. Eine pastorale Idylle im goldenen Licht lässt sofort an die versteckte Gesellschaftskritik bei Cole denken. Vor dem Hintergrund von Durands Positionen transportiert dieses Gemälde aber eine völlig andere Botschaft.

In der Art Claude Lorrains rahmen große Bäume im Vordergrund eine friedliche Szenerie ein. Symbole ruhender Arbeit wie aufgestellte Korngarben, ein abgestellter Pflug und eine sich lagernde Schafherde verweisen auf einen Sonntag. Menschen schreiten in Festtagsbekleidung zur Kirche, die erhöht auf einem Hügel steht. Das goldene Licht erscheint am Kirchberg am hellsten und wirkt wie eine Hierophanie des Schöpfers am siebten Tag der Woche (Gen. 1). Das ruhige Gewässer im Bildzentrum kann im Kontext des sonntäglichen Rahmens als eine Quelle der Kontemplation interpretiert werden. Die angesprochenen Bildelemente vereinen europäisch-zivilisatorische Symbole wie die Korngarben, den Pflug, die Schafherde (Perreault 2007, 30) und die Kirche mit amerikanisch-natürlichen Symbolen wie die Bäume, den Hügel und das Gewässer zu einer s. g. 'middle landscape', in der eine harmonisch-liebliche Idylle verstanden wird. Diese konnte in den Augen Durands nur durch den überlegenen technischen Vorsprung der Amerikaner erschaffen werden. Die Vorstellung von der menschlichen Fortsetzung der göttlichen Schöpfungsarbeit wird hier deutlich inszeniert. So verzahnen sich die Wildnis und die Zivilisation versöhnlich zu einem amerikanischen Ideal, in dem wir am Vorabend der Sezession auch die Hoffnung auf den Fortbestand des nationalen Friedens sehen können.

(Die Abbildungen wurden von Dr. Joest Leopold zu Verfügung gestellt.)

Bibliographie

Albanese, C.

1990 Nature Religion in America, Chicago

Baigell, M.

1998 Thomas Cole, New York

Burckhardt, L.

2006 Warum ist Landschaft schön?, Kassel

Clarke, G.

1989 "Landscape Painting and the Domestic Typology of Postrevolutionary America", *Gidley+Lawson-Peebles* 1989, 146-166

Copplestone, T.

1999 The Hudson River School, New York

Dean, B.

2007 "Natural History, Romanticism and Thoreau" *Lewis* 2007, 73-90

Driscoll, J.

1997 All that is Glorious around us, Ithaca

Eliade, M.

1984 Das Heilige und das Profane, Frankfurt

Eliade, M.

1989 Die Sehnsucht nach dem Ursprung, Frankfurt

Ferber, L.

2007 Kindred Spirits. Asher B. Durand, London

Gidley, M.+Lawson-Peebles, R.

1989 Views of American Landscape, Cambridge

Lewis, M.

2007 American Wilderness. A New History, Oxford

Magoc, C.

2002 So Glorious a Landscape, Wilmington

Marx, L.

1970 The Machine in the Garden, Oxford

Miller, A.

2007 "The Fate of Wilderness in American Landscape Art" *Lewis* 2007, 91-112

Millhouse, B. B.

2007 American Wilderness, New York

Novak, B.

2007 Nature and Culture. American Landscape and Painting, Oxford

O'Toole, J. H.

2005 Different Views in Hudson River School Painting, New York

Perreault, M.

2007 "American Wilderness and First Contact" *Lewis* 2007, 15-34

Prucha, F.

1988 "United States Indian Policies 1815-1860" In: *Sturtevant* 1988, 40-50

Sautter, U.

2006 Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, Stuttgart

Schnurmann, C.

1998 Europa trifft Amerika, Frankfurt

Smith, H.N.

1970 Virgin Land. The American West as Symbol and Myth, Cambridge

Spirm, A.W.

1998 The Language of Landscape, New Haven

Stoll, M.

2007 "Religion Irradiates the Wilderness" *Lewis* 2007, 35-54

Stoll, S.

2007 "Farm against Forest" *Lewis* 2007, 55-72

Sturtevant, W.

1988 Handbook of North American Indians Vol. 4, Washington

Talbot, S.

1988 Indianer in den USA, Berlin

-

1985 Neue Jerusalem Bibel, Freiburg



Weihnachten in Mexiko – Ein Beispiel lebendiger Volkskultur

Katrin Müller de Gámez

Bei dem Wort "Mexiko" entstehen vor dem geistigen Auge vieler Mitteleuropäer zuallererst Assoziationen wie "Palmen, weißer Sandstrand, Sombrero, Mariachi-Musik, Kakteen, Pyramiden, bunt gekleidete Menschen..." – also meist exotische Vorstellungen aus einer fremden Welt.

Ausgehend von einer Definition von Kultur als einem "Komplex von Symbolen, Werten, Einstellungen, Fähigkeiten, Kenntnissen, Bedeutungen, Kommunikationsformen, Formen sozialer Organisation und durch Menschenhand hergestellter Gegenstände, durch den das Leben in einer bestimmten Gesellschaft ermöglicht wird und der einen Wandel und eine Weiterentwicklung sowie die Weitergabe an die nächsten Generationen erlaubt" (Guillermo Bonfil Batalla, *Pensar nuestra cultura*; Ed. Alianza; México 1991), ist eine Beschreibung der Weihnachtszeit eine gute Gelegenheit, um einen Einblick in die Lebensart und Denkweise der heutigen mexikanischen Bevölkerung zu gewinnen. Indianische Traditionen aus vorspanischer Zeit haben sich hier harmonisch verbunden mit mitteleuropäischem Brauchtum, das seinerseits eine Verbindung von christlichen und vorchristlichen Überlieferungen darstellt. Die Vielfalt der Ausdrucksmöglichkeiten menschlicher Kultur können als etwas Verbindendes erkannt werden, die "Fremdheit" verblasst.

Die Weihnachtszeit in Mexiko ist, wie hierzulande auch, eine Zeit festlicher Aktivitäten mit teilweise religiösem aber auch profanem Charakter, bei der traditionelle Überlieferungen mit Gegenwärtigem vermischt werden. Im Folgenden sollen einige dieser Aktivitäten näher beschrieben werden:

Die weihnachtliche Krippe – *El nacimiento*

Der Brauch der Krippendarstellung begann in Italien im 13. Jahrhundert, verbreitete sich in Europa besonders seit der Zeit der Renaissance und wurde mit der spanischen Eroberung im 16. Jahrhundert durch Franziskanermönche, welche die Christianisierung der indigenen Bevölkerung in Angriff nahmen, nach Mexiko gebracht. Die Einführung erfolgte zunächst durch plastische Darstellungen in Form von großen Altarbildern in den Kirchen sowie Fresken in den Klöstern. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts waren jedoch Krippen, so wie wir sie heute kennen, bereits in ganz Mexiko verbreitet und durch regionale Unterschiede gekennzeichnet. Bald darauf erschienen die ersten *Belenes*, hergestellt in kunsthandwerklichen Fertigungsstätten der Kolonie Neu-Spanien, die als eigenständiger Beitrag mexikanischer Handwerker nach

Spanien gelangten. *Belenes* sind kleine Figurengruppen aus Holz oder Wachs (heutzutage wie die *Nacimientos* auch aus anderen Materialien wie Knochen, Maisstroh, Kürbisschalen, Ton, Plastik, Glas, Silber, Stickereien auf Stoff etc.), die nur Josef, die schwangere Maria, einen Esel und eventuell einen Engel darstellen. Man unterscheidet also von da an zwischen dem *Nacimiento*, d. h. einer Krippe mit sehr vielen Figuren, einschließlich Tieren, Landschaftsdarstellungen mit Häusern, Brunnen u.ä., und dem *Belén*. Jede Region Mexikos kann heute mit einer spezifischen Art der Darstellung und Besonderheiten beim Material aufwarten. Auch die Figuren selber passten sich der neuen Umgebung an. Oft sind die Hirten, Engel und selbst das Jesuskind mit dunkler Hautfarbe und indianischen Gesichtszügen dargestellt. Die Tiere und die Landschaft sind Abbildungen der mexikanischen Wirklichkeit. Es gibt die *Nacimientos* in den verschiedensten Größen, von der Miniatur in einer Nusschale oder Streichholzschachtel bis zu lebensgroßen Figuren aus Ton oder Pappmaché. Eine Besonderheit sind die Krippenfiguren, die in einen Weihnachtsbaum eingearbeitet wurden. Beide sind aus bunt bemaltem Ton und es gibt sie in allerlei Varianten.

Seit den Jahren 1920-1930 werden die traditionellen *Nacimientos* zugunsten angelsächsischer moderner Symbole wie dem Weihnachtsbaum zurückgedrängt. Trotzdem sind sie nicht verschwunden. Sowohl auf dem Land als auch in den Städten werden in den Häusern der Bevölkerung kleine *Nacimientos* oder einfache *Belenes* am Fuß des Weihnachtsbaums aufgebaut. Von offizieller Seite wird die Tradition der *Nacimientos* oft zur Weihnachtszeit durch Wettbewerbe an öffentlichen Plätzen gefördert. Des Weiteren sind *Nacimientos* und / oder *Belenes* auch in Kirchen, Schulen, offiziellen Gebäuden, aber auch Banken und einigen großen Geschäften zu sehen. Dabei werden häufig moderne, oft als Kitsch zu betrachtende Elemente mit eingebracht, was die Diskussion zwischen Traditionalisten und Modernisten entfacht. Die einen meinen, es sei eine kulturelle Degeneration, die anderen betrachten die Entwicklung als Evolution der Kultur. Unbestritten ist allerdings, dass die *Nacimientos* und *Belenes* zur typisch mexikanischen Volkskultur zählen und sich von ihrem Ursprung im mittelalterlichen Europa weit entfernt haben.

Die Krippenspiele – *Las Pastorelas*

Die *Pastorelas* sind kleine religiöse Theaterstücke, in denen der Weg der Hirten zur Krippe, um das Jesuskind anzubeten, nachgespielt wird. Auf diesem Weg



kommt es zu den verschiedensten Zwischenfällen; unter anderem werden die Hirten von Teufeln in Versuchung geführt, welche die sieben Todsünden des Christentums verkörpern. Diese Teufel stellen ihnen unterschiedliche Fallen und versuchen mit allen Mitteln, sie vom "rechten Weg abzubringen". Die wortreiche Ausschmückung der Handlung und eine oft lyrische Ausdrucksform verleihen den *Pastorelas*, die meist unter freiem Himmel stattfinden, ihren volkstümlichen Charakter. Der Ursprung der *Pastorelas* liegt in Spanien, wahrscheinlich im Baskenland.

Die Herbergssuche – *Las Posadas*

Bereits im vorspanischen Mexiko waren die Tage zwischen dem 7. und dem 26. Dezember eines jeden Jahres eine besondere Zeit, da dann die Azteken mit großem Aufwand die Geburt ihres Gottes *Huitzilopochtli* feierten. Neben den religiösen Zeremonien bestanden diese Feierlichkeiten vor allem in Festen, die in den Häusern der Bevölkerung stattfanden, bei denen die Gäste üppig bewirtet wurden und kleine Götterstatuen aus essbarem Material geschenkt bekamen. Hinzu kommt, dass der Augustinermönch Diego de Soria, Prior des Klosters San Agustín Acolman, nahe der mexikanischen Hauptstadt gelegen, auf seine Bitte hin von Papst Sixtus X. die Erlaubnis erhielt, jedes Jahr zwischen dem 16. und dem 24. Dezember in der Kolonie Neu-Spanien, dem heutigen Mexiko, spezielle Messen, genannt "Weihnachtsgeschenk", zu feiern. Dazu gehörten Prozessionen in den Vorhöfen der Kirchen, bei denen die Gläubigen Figuren der Heiligen Familie in alle vier Ecken trugen, um in jeder eine Rast einzulegen, während der Priester predigte und betete. So wurde die Reise von Maria und Josef von Nazareth nach Bethlehem mit der Herbergssuche dargestellt. Mit der Zeit wurden sogar kleine Kapellen (*Capillas Posas*) in den Ecken der Vorhöfe gebaut, die bei einigen der alten Klosteranlagen noch heute existieren. Anscheinend war die Bevölkerung nach ein paar Jahren nicht mehr Willens, diese Messen in den Innenhöfen der Kirchen und Klöster zu feiern (vielleicht wegen der Dezember-Kälte). Es kam zu einer schrittweisen Rückkehr zu bzw. Vermischung mit den alten vorspanischen Traditionen, d.h. es wurden wieder Feste im familiären Kreis und mit der Nachbarschaft gefeiert, bei denen kleine Figuren und Süßigkeiten verteilt wurden.

In den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, also zur Zeit des Porfiriat, kam es zu einem Niedergang der *Posadas*. Erst nach der mexikanischen Revolution flammte das Interesse daran erneut auf. Heutzutage sind die *Posadas* überall in Mexiko sowohl bei den "Armen" als auch bei den "Reichen" in der Stadt genauso wie auf dem Land verbreitet. Dabei ist die enge Vermischung von

Religiösem mit Profanem besonders auffällig. In den Stadtvierteln und in den dörflichen Nachbarschaften tragen die *Posadas* einen nicht geringen Teil zur Festigung der Gemeinschaft bei. Vom 16. Dezember an kann man fast jeden Abend Gruppen auf den Straßen sehen, die mit einer Art Singspiel von Haus zu Haus ziehen und um Unterkunft bitten. Voran trägt eine ausgewählte Person ein mit einem Deckchen oder einer Serviette bedecktes Tablett, auf dem kleine Figuren von Josef, Maria und manchmal einem Engel liegen. Oft wird Maria auch auf einem Esel sitzend dargestellt, der von Josef geführt wird. Alle weiteren Teilnehmer dieser Prozession tragen kleine brennende Kerzen. Der Text der Lieder ist allgemein bekannt, oft sind es Wechselgesänge zwischen einem Vorsänger / einer Vorsängerin und einem Chor. Für jeden der Abende wurde im Voraus ein bestimmtes Haus ausgewählt, dessen Bewohner die jeweilige "*Posada*" auszurichten haben. Vor diesem Haus werden bestimmte mehrstrophige Lieder abwechselnd von den Herbergssuchenden draußen und den Bewohnern drinnen durch die geschlossene Tür vorgetragen. Endlich werden die Suchenden in das innen und außen festlich geschmückte Haus eingelassen, und unter Gesängen und Gebeten erhalten die mitgeführten Figuren im *Nacimiento* des Hauses ihren Platz für diese Nacht. Immer gehören zu den Gebeten auch ein oder mehrere Ave Maria. Nach Abschluss dieses "offiziellen" Teils der *Posada* kann der "gemütliche" Part beginnen. Die Bewohner des Hauses, bei dem die Herbergssuche endet, richten ein Fest aus mit Musik, Tanz, traditionellen Weihnachts-Speisen wie u. a. Stockfisch und Getränken – vor allem Frucht-Punsch. Es ist durchaus üblich, dass bei den vorangegangenen Absprachen in der Nachbarschaft vereinbart wurde, dass jeder seinen Teil beiträgt, damit die finanzielle Belastung für die das Fest ausrichtende Familie nicht zu groß wird.

Von den Kindern sehnlichst erwartet folgt dann das Zerschlagen der *Piñata*. Diese hat ihren Ursprung in China, von wo aus sie, wie es heißt, Marco Polo im 12. Jahrhundert nach Europa brachte. Die spanischen Eroberer nahmen sie mit nach Mexiko und dort kam es zu einer derart starken Verwurzelung in der traditionellen Volkskultur, dass heute die *Piñata* auf der ganzen Welt als typisch für Mexiko angesehen wird.

Im feudalen China war es Brauch, dass die Herrscher eine große hohle Tonfigur in Form eines Schweins, einer Kuh, eines Ochsen oder eines Wasserbüffels, geschmückt mit farbigem Papier und gefüllt mit Samenkörnern, herstellen ließen. Diese wurde dann am Jahresende mit einem Stock zerschlagen, und aus der Art, wie die Samenkörner heraus fielen und wie die Scherben sich auf dem Boden verteilten, konnten die Seher erkennen, wie die nächste Ernte ausfallen würde, wie viel Regen zu erwarten wäre und wie insgesamt das



nächste landwirtschaftliche Jahr ablaufen werde. Nach der Weissagung wurden die Reste der *Piñata* verbrannt und Asche und Scherbenreste an die Bauern als Reliquien und Amulette verteilt. In Europa wurden *Piñatas* auch in anderen Formen hergestellt.

Die spanischen Missionare in Mexiko gaben in ihrem Ehrgeiz, das Evangelium zu verbreiten, der *Piñata* eine christliche Bedeutung. In der Form eines Sterns mit sieben Spitzen stellte sie nun die sieben Todsünden dar; und das Zerschlagen der *Piñata* mit verbundenen Augen war gleichzusetzen mit dem Kampf der siegreichen Guten gegen das Böse. Allein der richtige Glaube, nicht das Sehen mit den Augen besiegt dabei das Böse. Die *Piñata* wurde nun gefüllt mit Früchten der Saison: Erdnüssen, Orangen, Limonen, Zuckerrohr, Tejocotes (botan. *Crataegus pubescens*, eine Weißdornart) und Jícamas (botan. *Pachyrhizus erosus*, Yambohne), Süßigkeiten und kleinen Geschenken. Den Missionaren zufolge symbolisierte der Stock die Nächstenliebe, und das Herausfallen der Gegenstände beim Zerschlagen bedeutete, dass Gott mit seiner Güte und Barmherzigkeit die Menschheit beschenkt.

Heute gibt es die leuchtend bunten *Piñatas* aus Ton, Krepp- und Staniolpapier in den verschiedensten Figuren; mit Supermann, den Schlümpfen und Disneygestalten haben sie sich der Gegenwart und den Interessen der Kinder angepasst. Daneben gibt es aber auch weiterhin die traditionelle Art in Form eines Sterns mit sieben Spitzen. *Piñatas* aus Pappmaché sind gegenwärtig eine kostengünstigere Variante, die von vielen Familien bevorzugt wird. Eine weitere Änderung hat die *Piñata* dadurch erfahren, dass sie nun auch besonders bei Kindergeburtstagen zu einer unverzichtbaren Attraktion geworden ist. Jedes Kind kennt den Text des Liedes, der beim Zerschlagen der *Piñata* gesungen wird. Um das Vergnügen für alle gerechter zu gestalten, hat jeder Teilnehmer nur drei Versuche mit dem Stock und muss ihn und die Augenbinde bei Misslingen weitergeben. Alle warten natürlich gespannt auf den Moment, da die *Piñata* entzwei geht, um möglichst viel von den heraus fallenden Süßigkeiten, Erdnüssen, Obststücken und den anderen Gaben zu ergattern. Auch Erwachsene nehmen häufig an diesem Vergnügen teil; von der religiösen Bedeutung ist allerdings kaum noch etwas bekannt.

Der 24. Dezember – *La Nochebuena*

Die letzte *Posada* am 24. Dezember findet meist im engeren Familienkreis statt. Wichtige Ereignisse dieses Abends sind das "Einwiegen des Christkindes" und das große Abendessen.

Für ersteres wurde bereits im Jahr zuvor ein "Pate des Jesuskindes" auserwählt, der die Ehre hat, die Christkindfigur in die bis dahin leer gebliebene Krippe zu legen, während alle Anwesenden bestimmte Lieder

anstimmen. Mit dieser Handlung werden auch die sozialen Bindungen zwischen dem "Paten" und den Gastgebern dieses Abends gestärkt. Sie gelten von nun an als Gevatter, eine Beziehung, die in Mexiko sehr hoch geschätzt wird. Allgemein wird angenommen, dass sich die Geburt um 24 Uhr ereignet. Vorher, so gegen 21 oder 22 Uhr, wird ein reiches Festmahl eingenommen, traditionell meist gefüllter Truthahn, Spanferkel oder Stockfisch und als Nachtisch *Buñuelos* (Ölgebäck), *Tamales* (gefüllte Maistaschen) und Früchtepunsch. Um 24 Uhr geht es dann gemeinsam zur Heiligen Messe in die Kirche.

Die Heiligen Drei Könige – *Los Reyes Magos*

Von den Kindern sehnlichst erwartet kommt nach den Feiern zum Jahreswechsel der Abend des 5. Januar. Nun müssen der Wunschzettel geschrieben und die blank geputzten Schuhe am *Nacimiento* aufgestellt werden, denn traditionell sind es die Heiligen Drei Könige, die in Mexiko den Kindern die Geschenke bringen. Am frühen Morgen des 6. Januar ist es dann soweit, und die Gaben können ausgepackt werden. Bis einschließlich 6. Januar sind auch immer die Weihnachtsferien der Schulen, so dass den Kindern noch genügend Zeit bleibt, sich mit den Geschenken zu beschäftigen.

Heutzutage kommt zusätzlich dem aus Nordamerika übernommenen Santa Claus eine immer wichtigere Rolle zu. Oft ist er es, der am Heiligen Abend – noch vor dem traditionellen großen Festessen – einen Teil der Geschenke verteilt oder aber einen Sack Kohlen an Stelle der in Deutschland üblichen Rute für die Kinder bringt, die nicht artig gewesen sind. Allerdings hat der Santa Claus mehr Bedeutung in den Städten – und auch dort eher bei der reicheren Bevölkerung – als auf dem Lande.

Am Nachmittag des Dreikönigtages ist noch im Kreise von Familie und Bekannten die Teilung der *Rosca de Reyes* wichtig. Dies ist eine Art Kranzkuchen und lässt sich auf einen mittelalterlichen europäischen Brauch zurückführen lässt. Er symbolisiert mittels eines eingebackenen Jesuskindes (heute in Form einer kleinen Plastikpuppe) die Flucht des Christus mit seinen Eltern nach Ägypten. Wer das Glück hat, das Kuchenstück mit dieser Puppe zu bekommen, ist verpflichtet, am 2. Februar (Mariä Lichtmess) ein Essen mit *Tamales* für alle zu veranstalten. An diesem Tag endet der Festzyklus der Weihnachtszeit in Mexiko. Die *Nacimientos* werden wieder eingepackt – für das nächste Jahr, wobei ein vorher ausgesuchter Pate für die neue Kleidung des Jesuskindes verantwortlich ist. Des Weiteren werden Kerzen zum Segnen in die Kirchen gebracht, um später in den Häusern als Schutz und Hilfe gegen Unheil zu dienen. In den Kirchen wird außerdem an diesem Tag das speziell geschmückte Jesuskind besonders verehrt.

Während der gesamten Weihnachtszeit herrscht in Mexiko eine festliche Stimmung. Besonders für Kinder ist es die aufregendste Zeit des Jahres, und das nicht nur wegen der Geschenke, sondern auch wegen der vielen Zusammenkünfte innerhalb der Familie aber auch mit Freunden und Nachbarn. Der Zusammenhalt und die Stärkung der sozialen Bindungen durch die Bewahrung der Traditionen von Generation zu Generation gibt vielen Menschen Kraft und Selbstvertrauen, ermöglicht die unerlässliche Einbettung in eine Gesellschaft und verhindert Vereinsamung.

Der Weihnachtsstern

Die von den Azteken Cuetlaxochitl – die "Blume der Reinheit" – genannte Blume blüht am farbenprächtigsten im Dezember. Während der Kolonialzeit begannen die Spanier, sie zu den Weihnachtsfeiern als Schmuck zu benutzen. 1826 schließlich brachte der erste Botschafter der USA in Mexiko, Joel Robert Poinsett, die Blume mit in seinen Heimatort Charleston, South Carolina, und begann mit deren Zucht. Heute ist die Blume unter dem Namen Poinsettia bekannt und eines der wichtigsten Symbole auch unserer Weihnachtszeit geworden.

Als Beispiel für die Vermischung von alt- und neuweltlichen Vorstellungen, hier eine aufgezeichnete Erzählung über Christi Geburt, die aus der mündlichen Tradition der indigenen Gruppe der Mazateken stammt:

Die Geburt von Jesus Christus

(Freie Übertragung aus dem Spanischen von Katrin Müller de Gámez)

Als Jesus Christus geboren wurde war die Welt in Dunkelheit gehüllt.

Es lebte die Jungfrau von Guadalupe, ein Fräulein von ungefähr 30 oder 40 Jahren. Viele wollten sich mit ihr verheiraten. Es kamen die Teufel auf Tieren angeritten, alle völlig in Gold gekleidet, sogar die Pferde: aber sie wollte nicht.

Schließlich und endlich waren sehr viele beisammen und sie hieß sie sich aufstellen und sagte ihnen: "Derjenige, aus dessen Stab eine Blume entspringt, wird mein Ehemann werden". Und eine Blume kam aus dem Stab des Heiligen Josef hervor, der sehr arm war. Kaum hatte sie den Blumenduft gerochen so ward sie schwanger. Als sie dem Heiligen Josef erzählte, dass sie ein Kind gebären werde, glaubte er nicht, dass es das seinige wäre. Daraufhin wurde der Heilige Josef sehr wütend, packte eine alte Decke die er besaß in seinen Koffer und ging; aber kurz danach kam er zurück.

Als die Zeit der Geburt nahe gekommen war, gingen sie von Haus zu Haus und baten um eine Herberge. Nirgends wurde ihnen diese gewährt, bis sie

zuletzt eine erhielten an einem Ort wo Tiere gehalten wurden. Der Heilige Josef fegte aus, weil der Schmutz der Tiere überall herumlag.

Beim ersten oder dritten Hahnenschrei wurde das Kind geboren, und dann ging die Sonne auf.

Als es geboren wurde kamen die Maultiere und die Esel um gegen sein Häuschen zu treten. Nur die Kühe kamen um mit ihrem Atem das Kind zu wärmen.

Als das Kind geboren wurde konnte es bereits sprechen und es sagte seiner Mutter, dass es nur 30 Jahre leben würde.

Die Schafe machen "Bäh....", weil in Be(ä)thlehem das Kind geboren wurde.

Die Leute die es gab als es noch dunkel war, flohen in die Berge, verwandelt in Affen und das sind die Affen, die heute existieren; es flohen auch ihre Tiere, so z.B. die Wildschweine, die ihre Schweine waren; die Fasane, die ihre Truthähne waren. Alle Tiere die es heutzutage in den Bergen gibt, waren in der Zeit der Dunkelheit die Haustiere der damaligen Leute.

Dort in Omealca gibt es eine Brücke, deren Bau gerade begonnen wurde als es noch dunkel war. Dann ging die Sonne auf und die Leute flohen in die Berge und hinterließen ihre unbeeendete Arbeit weil sie glaubten, dass dies das Ende der Welt sei.

Und der Herr Meister. Sie nannten ihn "Meister (Lehrer)", weil er seine 12 Schüler (Apostel) hatte, die ihn Hexer nannten, weil er viele Wunder vollbrachte.

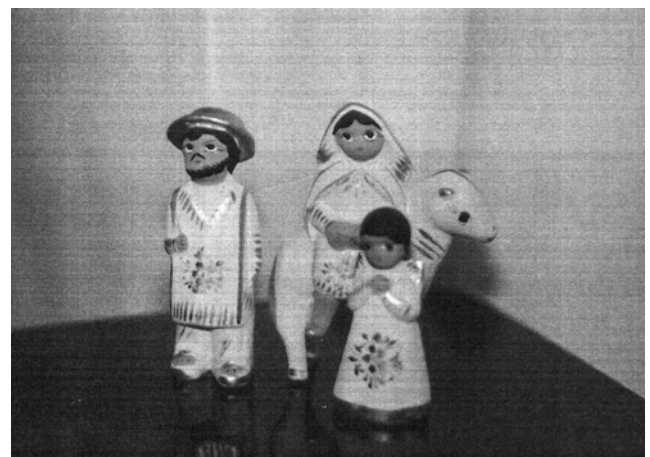
Die Leute hatten gesagt: "es wird ein Hexer geboren werden, weil von seiner Geburt an es Sonne und Mond geben wird", und deswegen mochten sie ihn nicht.

Seine Leute sagten außerdem: "Der Meister wird geboren werden".

(Anmerkung: Ein "Meister" in der Mazatekischen Kultur ist derjenige Hexer, der den höchsten Grad des Wissens erlangt hat.

In Huautla de Jiménez ist es diejenige Person, die "den Ewigen Vater sehen kann" ohne die Hilfe von halluzinogenen Pilzen.)

(Alle Fotos von der Autorin.)







Linden-Museum Stuttgart

Staatliches Museum für Völkerkunde
Hegelplatz 1
70174 Stuttgart
Tel. 0711.2022-3
www.lindenmuseum.de

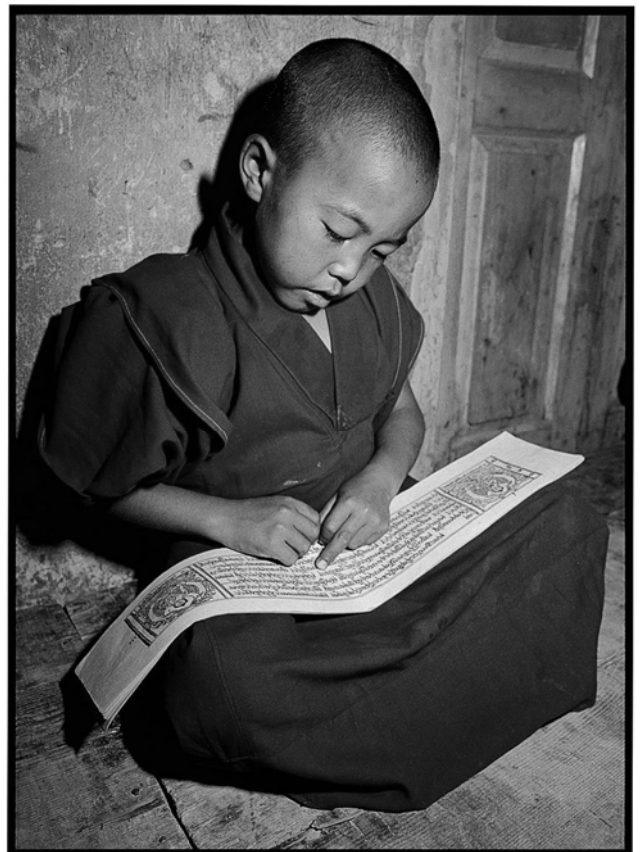


Indiens Tibet – Tibets Indien
23. Oktober 2010 – 1. Mai 2011

Das kulturelle Vermächtnis des Westhimalaya

- auf den Spuren der Forscher: Francke, Harrer, van Ham
- religiöse Kunst: Hinduismus, Buddhismus, Geisterglaube
- Konfliktregion: Kashmir und Tibet

Foto: Peter van Ham



HMS Investigator und der Dolmetscher Johann August Miertsching

Stephan Augustin

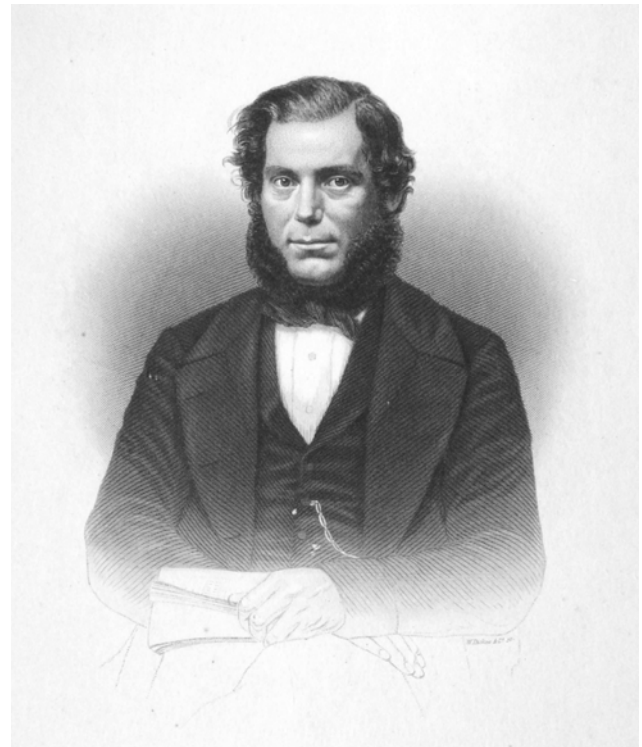
Ende Juli 2010 ging die Meldung vom Auffinden des Expeditionsschiffes HMS (Her Majesty's Ship) Investigator durch die Presse¹. Kurz danach gab es auf der Internetseite von Youtube auch erste Unterwasseraufnahmen des Wracks, das seit etwa 155 Jahren auf dem Grund der Mercy Bay (Banks Island, Kanada) liegt.

Das Schiff war 1850 von der englischen Admiralität ausgesandt worden, um im arktischen Eismeer nach der verschollenen Expedition von Sir John Franklin zu suchen, der sich 1845 auf die Erkundung einer Nordwestpassage begeben hatte und als verschollen galt. Franklin hatte von Osten her versucht, eine Durchfahrt zum Pazifik zu finden. Die Suchexpedition unter dem Kommando von Captain Robert McClure sollte den entgegengesetzten Weg nehmen und von Alaska aus durch das Eismeer vordringen. Nach der ersten Überwinterung in der Prince of Wales Strait blieb das Schiff 1851 erneut im Packeis stecken. Die Mannschaft verbrachte in einer Bucht im Norden von Banks Island zwei Jahre auf dem im Eis feststehenden Schiff. Nach einem langen Marsch über das Eis erreichte die Besatzung schließlich ausgesandte Rettungsschiffe und konnte 1854 nach Großbritannien zurückkehren. Das verlassene Schiff, von Stürmen beschädigt, sank später auf den Grund der Bucht. Von der Besatzung zurückgelassene Dinge sollen von Inuit in Besitz genommen worden sein.

Da die britische Admiralität während der Suchexpedition mit Kontakten zu den Inuit rechnete und diese nach eventuellen Spuren von Franklins Mannschaft befragt werden sollten, wurde McClure ein Dolmetscher für das Inuktitut, die Sprache der Eskimo, zur Seite gestellt. Dabei griff man auf die Fähigkeiten von Missionaren der Herrnhuter Brüder-Unität (Moravian Church) zurück, die seit 1733 in Grönland bzw. seit 1772 auf der Halbinsel Labrador mit der Inuit-Bevölkerung in Kontakt waren. Von Seiten der Herrnhuter beauftragte man schließlich Johann August Miertsching, die Expedition zu begleiten.

J.A. Miertsching wurde damit zu einem Beispiel für einen Missionar, der außerhalb seines eigentlichen Missionsgebietes Beobachtungen anstellte, Tagebuch führte und Sammlungen anlegte, die jedoch durch den Verlauf der Ereignisse nicht erhalten geblieben sind. Seine Aufzeichnungen bildeten in gekürzter Form die Basis für sein *Reise-Tagebuch...*, das 1855 in erster Auflage erschien, bis 1864 die dritte Auflage erfuhr und 1857 in französischer Übersetzung vorlag.² Ein Reprint erschien

2006 in Saarbrücken.³ Es diente auch als Grundlage für populäre Ausgaben. Sein Tagebuch in vollständiger Fassung wurde hingegen erst 1967 in Kanada publiziert.⁴



Johann August Miertsching (1817-1875)
Porträt von 1854 aus Benhams *Scetch oft he life...* (Unitätsarchiv Herrnhut P.III.9)

In Gröditz (bei Weißenberg, Oberlausitz) 1817 als Kind sorbisch-deutscher Eltern geboren und so in einer mehrsprachigen Umgebung aufgewachsen, erlernte er bei den Herrnhutern im Brüderhaus Kleinwelka das Schusterhandwerk. Im Jahr 1844 erhielt er die Berufung als Missionar nach Labrador zu gehen, von wo er 1849 zurückbeordert wurde. Als ein Kenner der Inuit-Sprache, die er in Labrador erlernt hatte, erhielt er den Auftrag, als Dolmetscher an dem Unternehmen zur Suche von Sir John Franklin teilzunehmen. Als ausgebildeter Geistlicher erhielt er den Rang eines Schiffsoffiziers und damit auch eine eigene Kajüte auf dem Schiff Investigator. Damit

dem Schiff Investigator begleitete. In den Jahren 1850 bis 1854. Gnadau 1855. Titel der französischen Ausgabe: *Journal de M. Miertsching. Interprète du Capitaine MacClure dans son voyage au Pole Nord. Genève 1857.*

³ Fines Mundi 2007, Pol 0010.

⁴ *Frozen ships. The Arctic diary of Johann Miertsching, 1850-1854. Translated and with introduction and notes by L. H. Neatby. Toronto 1967.*

¹ Zum Beispiel: www.spiegel.de, 29.07.2010. www.focus.de, 22.08.2010.

² Miertsching, Johann August: *Reise-Tagebuch des Missionars Joh. Aug. Miertsching, welcher als Dolmetscher die Nordpol-Expedition zur Auffindung Sir John Franklins auf*



verfügte er an Bord über entsprechende räumliche Möglichkeiten für das Unterbringen von Sammlungen. Miertsching machte davon Gebrauch, indem er neben einem über 3780 Blättern umfassenden Herbarium und einer Mineraliensammlung auch eine Sammlung von Gegenständen der Inuit anlegte. Diese Sammlungen musste er 1853 auf dem im Eis eingeschlossenen Schiff zurücklassen.⁵ Sein Enkel, Hans-Windekilde Jannasch, der seine Tagebuchaufzeichnungen durchgesehen hat, vermerkte dazu, dass Miertsching "...vor allem den Verlust des Herbariums neben dem der Steinsammlung und der Eskimowaffen und -geräte (beklagte), alles Dinge, die einen wissenschaftlichen Wert darstellten."⁶

Seine empirischen Beobachtungen und Interessen werden aus seinem *Reise-Tagebuch* ersichtlich. Darin beschreibt er wiederholt Begegnungen mit Inuit entlang der Nordküste von Alaska und Kanada und erwähnt auch verlassene Lagerplätze. Er stellte fest, dass viele kulturelle Erscheinungen, wie Sprache, Kleidung und Geräte bei den Inuit von Labrador bis Alaska gleichermaßen anzutreffen sind und weitgehend übereinstimmen.

Eine Würdigung dieses Reise-Tagebuches erfolgte durch Herrmann Rüdigers Beitrag zur Geschichte der Polarforschung.⁷ Neatby, der Herausgeber seines Tagebuchs in englischer Sprache, schätzte ein, dass "... J. A. Miertsching holds a unique position among the historiographers of the Canadian Arctic", da er ohne größere Hemmungen und Stereotypen schrieb, als die Marineoffiziere.⁸

Sein *Reise-Tagebuch* kann somit zu den frühen und vergleichenden Quellen über die Inuit-Bevölkerung von Nordalaska bis Labrador gerechnet werden.

Jannasch führt an, dass Miertsching nach seiner Rückkehr zunächst in Großbritannien und dann in Deutschland öffentliche Aufmerksamkeit widerfuhr. So erschien bereits 1854 in London eine Kurzbiografie des "Interpreter of the Esquimaux Language".⁹ In Deutschland galt Miertsching als einziger Deutscher, der bis dahin den gesamten amerikanischen Kontinent umrundet hatte.

Bei einer dieser Ehrungen, die am sächsischen Königshof stattfand, soll es zu einem Gespräch mit dem in Dresden tätigen Arzt und Naturphilosophen Carl Gustav Carus (1789-1869) gekommen sein, der sich für die Erlebnisse Miertschings interessierte.¹⁰

Entsprechende Anerkennung erfuhr Miertsching posthum auch durch den Eintrag im *Dictionary of Canadian Biography Online* (Toronto 2000. www.biographi.ca).

Nach der Teilnahme an der Expedition von McClure wurde Miertsching 1857 auf Grund seines Gesundheitszustandes, der durch die Jahre in der Arktis angegriffen war, zum Missionsdienst der Brüder-Unität in Südafrika (westliches Kapgebiet, Stationen Gnadenthal und Elim) berufen. Ob er dort ebenfalls ethnographisch bzw. naturkundlich gesammelt hat, lässt sich nicht feststellen.

Überliefert ist dagegen, dass Robert McClure, nun als Befehlshaber einer britischen Flotte, bei seinem Aufenthalt in Kapstadt seinen ehemaligen Dolmetscher Miertsching mit einer Kutsche in die Stadt holen ließ und sich mit ihm traf.¹¹

Johann August Miertsching kehrte 1869 nach Deutschland zurück, wo er in Kleinwelka seinen Ruhestand verbrachte. Dort verstarb er 1875 im Alter von 58 Jahren. Sein Grabstein ist auf dem Gottesacker (Friedhof) der Brüdergemeinde in Kleinwelka erhalten und wurde vor einiger Zeit restauriert.



Miertschings Grab auf dem Friedhof der Brüder-gemeine in Kleinwelka. (Foto: St. Augustin)

⁵ Miertsching 1855, 118 und 139. Er notierte, dass er beim Verlassen des eingefrorenen Schiffes "...vier mit Leder überzogene Koffer, 1 Kasten mit Steinen, 1 Kasten mit Eskimo-Waffen, 1 Kasten mit getrockneten Pflanzen..." sowie seine "...Schreibereien, die mir viel Mühe gemacht, und die mir über Alles werth sind, zurücklassen..." musste.

⁶ Jannasch, Hans-Windekilde: Wissenschaft und Mission. In: Von fremden Völkern und Kulturen. Beiträge zur Völkerkunde. Düsseldorf 1955, 28.

⁷ Rüdiger, Herrmann: Deutschlands Anteil an der Lösung der polaren Probleme: Ein Beitrag zur Geschichte der Polarforschung. München 1912, 42-43.

⁸ Neatby, L.H.: Johann August Miertsching (1817-1877). In: Arctic, vol. 35, no. 2, 334-335. 1982.

⁹ Benham, Daniel: Scetch of the life of Jan August Miertsching, interpreter of the Esquimaux language to the Arctic Expedition on board H.M.S. "Investigator", Captain McClure, 1850, 1851, 1852, 1853. London 1854.

¹⁰ Jannasch, Hans-Windekilde: Herrnhuter Miniaturen. Hamburg 1976, 127.

¹¹ Ebd., 128

Über den Sinn und Unsinn der Indianistik



Ein wichtiges Ausdrucksmittel der Indianer des Mittleren Westens vor dem Jahre 1880 war bei "unerträglichen Begegnungen" das Klein- und Lächerlichmachen der Kontrahenten. Wortgewaltige Vergleiche mit Ungeheuern oder finsternen Gestalten aus den Schilderungen der Geschichtenbewahrer waren üblich. Man verhöhnte das Aussehen von Feinden, seine Sprache, seine Herkunft, seine Verwandten und abweichende Gewohnheiten. Die Widersacher sollten verunsichert und die eigenen Gefährten moralisch aufgebaut werden.

Wenn man davon ausgeht, dass Authentizität bedeutet, dass verschiedene kulturelle Elemente den Sprung in die Gegenwart geschafft haben, kann man annehmen, dass Elemente der Kunst der Kritik anhaltend eine essenzielle Vererbung haben. Wer sich mit der heutigen indianischen Kultur beschäftigt, weiß, dass dieser Ansatz nicht illusorisch ist und in vielen erzwungenen Verhandlungen, zum Beispiel im Umgang mit den Weißen Nordamerikas – denkt man dabei an die zahllosen gebrochenen Verträge aus der Vergangenheit – durchaus eine geschichtliche Berechtigung hat.

Jahre vor 1989 führte ich – ein Ostdeutscher – eine Diskussion mit einem belgischen Indianisten über mangelndes und übersteigertes Selbstbewusstsein der Indianer. Er bestätigte mir: "Indigene leiden hauptsächlich unter der Auffassung der US-Mitbürger. Einige wollen die Öffnung in die Welt der Weißen nicht. ... Manche suchen Schuldige bei den Indianer-Spielenden in Europa."

Wenn wir den Fernseher einschalten oder literarische Sachbeiträge auf Grund dieser Hintergrundinformation analysieren, stoßen wir hin und wieder auf Äußerungen, die zum Nachdenken stimmen.

Übersteigert ist die Meinung eines heutigen Indigenen, der äußert: "Alles was ein ‚Indianer‘ tut, ist Religion." Dem gegenüber stehen Äußerungen des Selbstmitleids, wie: "Ich schäme mich, ein ‚Indianer‘ zu sein." Hieraus ist eindeutig abzuleiten: Es gibt keine einheitliche Auffassung über die eigene Identität.

Als Teil der Weltbevölkerung kennen und benutzen heutige Indigene sowohl die Vorteile als auch die Nachteile der westlichen (und östlichen) Kultur. Indigene, egal wo und wie sie leben, bringen sich in das Weltkulturerbe ein.

Um es auf den Punkt zu bringen: Es ist nicht ungewöhnlich, wenn sich hin und wieder ein Indigener äußert, dass es ihm unangenehm ist, dass sich zum Beispiel Menschen in Europa in merkwürdiger Art und Weise mit den nordamerikanischen ‚Indianern‘ beschäftigen, sich deren Outfit nachfertigen und deren Lieder singen.

Zum Weltkulturerbe in allen Teilen unserer Welt gehört, dass man voneinander lernt, dass man sich positive Bräuche zu Eigen macht. – Warum also sollte man eine fremde Kultur nicht als Vergleichsmöglichkeit herausfordern?

Mit Sicherheit entsteht beim Nachahmen Grenzwertiges, was einfach lächerlich ist, auf Irrtümern beruhen kann oder noch ersichtlicher: Womit man sich nicht beschäftigen sollte! Wer die Absicht hat, Indigenen wichtige Zeremonien zu entwenden, sie zu kopieren oder sie zu verunglimpfen, der ist nicht von dieser Welt. Den sollte Kritik treffen.

Ich werde den Eindruck nicht los, dass manche Kritiker förmlich darauf lauern, dass sich irgendein Indianist eine Blöße gibt. Und ehrlich, Möglichkeiten gibt es viele. Schließlich zeigen Indianisten ganz normales menschliches Verhalten.

Was mich sehr entzückt und nicht verwundert, sind Hinweise, dass es Menschen gibt, die glauben, dass Indianisten nackt ums Lagerfeuer tanzen, dass sie sich Namen von großen Indianerführern geben, dass sie Hochzeits-, Namens- und andere Zeremonien abhalten und dass sie annehmen, dass das Holz für Schwitzhütten 39,64 Zentimeter lang sein muss, nur weil es einst ein Feldforscher so notierte. – Mit Sicherheit aber gibt es Phantasten, die sich eine (irgendwie) indianisch aussehende Kette umhängen und "Zeremonien" erfinden.

Probleme habe ich mit Gerechtigkeitsfanatikern, die "im Namen der Indianer" oder auf Grund eigener Sensibilität Menschen verurteilen, die in ihrem Freizeitleben sich mit Indigenen befassen.

In meinem Verständnis tun die Kritisierten (die Indianisten) etwas für den notwendigen Kulturaustausch. Sie sind sozusagen Mittler zwischen indigener und europäischer Kultur. (Zudem ist eindeutig: Elemente, die nicht öffentlich diskutiert werden, gehen im Kosmos des globalen Bewusstseins verloren.)

Wenn man die traditionellen Werte ‚der Indianer‘ von vor zweihundert Jahren analysiert, vollzieht man nach, dass es unter ihnen auch damals große Ungleichheit gab. – Oberflächliche Betrachter neigen dazu, wenn sie über ‚Indianer‘ reden, Idealvorstellungen zu propagieren.

Heute lebende Indigene können sich an folgender Auffassung berauschen: "Durch die Reden unserer Bewunderer sind wir erst dahinter gekommen, was für anständige Menschen wir sind."

Einige Indigene sind nachdenklicher. Sie erörtern: "Unsere Vorfahren würden uns Urenkel nicht mehr als ‚Indianer‘ erkennen."

Ich selbst frage mich bereits seit 40 Jahren: Ist eine Freizeitbeschäftigung wie die Indianistik von Anfang an zum Scheitern verurteilt? – Ich meine: Nein! Obwohl: Selbst Freunde diskutieren das manchmal. Deshalb kommt es mir in melancholischen Momenten selbst so vor...

Nach 1990 traf ich selbst ‚Indianer‘. Heute sage ich: Natürlich nutzt MIR die Zustimmung eines Indianers, der über MEINE Argumente mit seinem indianischen Nachbarn NICHT redet. (Eine individuelle Freundschaft stärkt auch das Selbstbewusstsein deutscher Indianerbuch-Autoren. Einige argumentieren damit und untermauern ihre Berufung.)

Fernsehen holt Spannung ins Wohnzimmer. Indianistik holt Leben ins Alltagsleben. Ich betreibe dieses Freizeitleben, um mein eigenes, individuelles Leben gestalten zu können. Vorteile und Einsprüche beider Kulturen nutzen mir zur Ausbildung eines ausgedehnten Horizonts.

Zwischen den oben angeführten Standpunkten gibt es ein breites Mittelfeld. Mit Sicherheit am Rande sogar extremere Positionen. Alle diese Äußerungen sind interessant. Sie sollten hinterfragt, berücksichtigt und nicht ausgeschlossen werden. Lobhudeleien dagegen schmeicheln nur dem eigenen Selbstbewusstsein, helfen niemanden wirklich. Im Internet zum Beispiel tummelt sich viel Halbwissen. Nach dem Motto: Einmal was gehört, muss ich eine große Portion Senf dazugeben. Kuriose Gerüchte entstehen aus Mangel an komplexem Wissen. Zum Glück gibt es dort auch fundierte Meinungen, die objektiv

sind und selbsternannte "Häuptlinge" und nachgemachte "Medizinmänner" anpieken. Danke also.

Wenn man in der Ernsthaftigkeit Lustiges erkennt oder findet, dann ist man ein Optimist.

In meinem Bekanntenkreis gibt es niemanden, der indianisch religiös lebt. Unser soziales Leben ist immer europäisch, nie indianisch. Wir alle kehren nach Tagen aus der "Welt der Indianer" in unser geordnetes Leben zurück. Wer sich verwandeln kann, sieht sich selbst und sein Tun aus einer weiteren Sicht.

Im Jahre 2010 in einem "Indianerclub" Mitglied zu sein, ist irgendwie ein bisschen lächerlich!

Im Jahre 2010 ein Knecht in einem herzlosen System zu sein, ist allerdings noch viel lächerlicher!

Es ist kein Wunder, dass es Aussteiger gibt. Und wenn auch nur für Stunden der Freizeit.

Zusammenfassung:

Es hilft den Millionen Indigenen in Amerika nicht, wenn in Europa einige Hundert lebensfrohe Indianisten von ihrer Freizeitbeschäftigung lassen. Ihnen helfen auch nicht die oft selbsternannten Indianer-Unterstützer, die darüber den Kopf schützen. Indigene haben einen berechtigten Anspruch auf ihr Land und ihre Würde. Mitleid bringt nichts. Viel wichtiger ist es, den Indigenen in Amerika ihre Rechte einzuräumen.

Respekt ist es, was die Indianer brauchen, gegen die tägliche Unterdrückung. – Indianisten sind nützlich. Sie sind Mittler zwischen den Kulturen.

(Text: Harald Gündel; Foto: Iwajla Klinke, 2009)



Karl-May-Museum

Entdecken und erleben Sie zwei in Europa einmalige Ausstellungen:

"Karl May – Leben und Werk" in Karl Mays Wohnhaus der "VILLA SHATTERHAND" und die **"Indianer Nordamerikas"** im Wild-West-Blockhaus "VILLA BÄRENFETT".

Unser Tipp für Ihren Besuch: Familienrätsel und Spurenpfad, Winnetous Silberbüchse, Indianerschlacht am Little Bighorn, Hörsessel, Sonderausstellungen und Familiennachmittage u.v.a.m.! **Sie besuchen nicht nur ein Museum – Sie besuchen das Wigwam Old Shatterhands.**

Karl-May-Museum Radebeul
Karl-May-Str. 5
01445 Radebeul bei Dresden

Telefon: +49 (0) 351/ 8 37 30 – 10
Fax: +49 (0) 351/ 8 37 30 – 55
E-Mail: info@karl-may-museum.de
Internet: <http://www.karl-may-museum.de>



Termine / Vorträge:

Sa., 20. November 2010, 18:30 Uhr. Dr. Eckehard Koch (Essen):
Moderne Kunst und Literatur der Indianer Nordamerikas

Sa., 29. Januar 2011, 18:30 Uhr. Jürgen Wüstenev (München):
Fürst Pückler – Parkomane und Orientale wie Karl May?

Fr., 18. Februar 2011, 18:30 Uhr. Hagen Schäfer (Radebeul):
Karl May und Joanne K. Rowling – zwei Phänomene ihrer Zeit



GRASSI
MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG

Staatliche Ethnographische Sammlungen Sachsen
Staatliche Kunstsammlungen Dresden

Sonderausstellung
KALLAWAYA
Heilkunst in den Anden

3.12.2010 – 8.5.2011

GRASSI Museum für Völkerkunde zu Leipzig · Johannisplatz 5-11, 04103 Leipzig · www.mvl-grassimuseum.de



**LANDES
VERBAND
LIPPE**



**LIPPISCHES
LANDESMUSEUM
DETMOLD**

Ameide 4
32756 Detmold

Tel. 05231/9925-0
Fax: 05231/9925-25
mail@lippisches-landesmuseum.de
www.lippisches-landesmuseum.de

In reizvoller Lage am Detmolder Burggraben liegt das größte Regionalmuseum Ostwestfalen-Lippes. Auf 5000 m² Ausstellungsfläche werden umfangreiche Sammlungen zur Ur- und Frühgeschichte, Naturkunde, Volkskunde, Landesgeschichte, Kunstgeschichte, Völkerkunde sowie Möbel- und Innenarchitektur präsentiert.

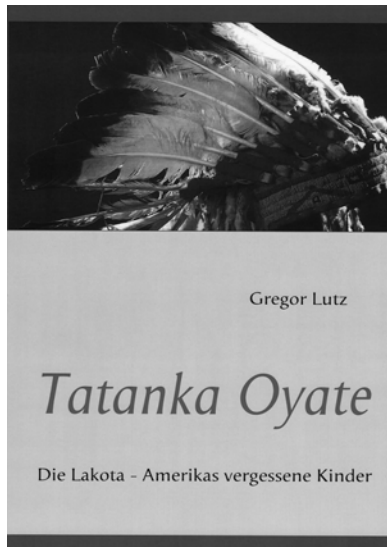
Interessante Sonderausstellungen, Vorträge, Museumsfeste, Workshops und themenbezogene Führungen ergänzen das große Angebot. Für Gruppen sind auch "Kaffeeprogramme" buchbar.



Literaturhinweis:

Die Lakota – Wer sie waren, wer sie sind. Zwei Bücher von Gregor Lutz.

Lernen Sie die Geschichte und Kultur dieses beeindruckenden Volkes kennen!



Tatanka Oyate

Die Lakota – Amerikas ver-
gessene Kinder

320 Seiten, über 100 Bilder
und Karten

Großformat: 27 x 19 x 2,1 cm

BoD ISBN-10: 3837098885

**Das Who-is-Who
der Teton Sioux**

172 Seiten, über 100 Bilder

Großformat: 27 x 19 x 1,1 cm

BoD ISBN-10: 3839118441

Infos im Internet:

<http://tatanka-oyate.jimdo.com/>



Kürzlich vom gleichen Autor erschienen:

Alexander Gardner und der Fort Laramie Vertrag 1868

– Ein Fotograf dokumentiert das Ende souveräner Plains-Stämme

Lakota (Sioux) WINTERPROJEKT 2010-2011

Mit ihren rund 13.000 qkm ist die Pine Ridge Reservation die zweitgrößte Reservation in den USA und gilt als eines der ärmsten Gebiete in den USA. Sie liegt im Südwesten des Bundesstaates Süd Dakota. Es ist die Heimat der ca. 25.000 dort lebenden Oglala Lakota (Sioux) Indianer.

Jedes Jahr kehrt der bitterkalte Winter wieder nach Süd Dakota zurück und so auch der Kampf gegen die Kälte. Die Wintertemperaturen in Süd Dakota betragen bis zu -25°C und kälter. Mehr als 60 Prozent der Lakota auf der Pine Ridge Reservation leben weit unter der Armutsgrenze.

Bitte unterstützen Sie das "Winterprojekt"! Spendenkonto Gfbv: Stichwort Winterprojekt, Konto-Nr: 7400201, BLZ: 200 100 20, Postbank Hamburg.

Die Spenden werden zu 100 % für Heizmaterial verwendet und es wird direkt von den jeweiligen Firmen an die bedürftige Familien ausgeliefert.

Informationen im Internet unter:

<http://www.andreac.de>

info@andreac.de

(Andrea Cox)

Ernst Probst: Superfrauen aus dem Wilden Westen

Wenn der Begriff "Wilder Westen" fällt, denkt man meistens an mehr oder minder tapfere Männer wie indianische Häuptlinge, Krieger, Mediziner oder weiße Pioniere, Farmer, Jäger, Soldaten, Sheriffs und Revolverhelden. Von tüchtigen Frauen ist in dieser Welt, in der Gewalt oft eine große und traurige Rolle spielte, weniger die Rede. Doch in Wirklichkeit haben im Wilden Westen auch zahlreiche Frauen mutig "ihren Mann gestanden" und manchmal sogar – wie die Meisterschützin Annie Oakley – Mitglieder des angeblich "starken Geschlechts" übertroffen. Darauf weist das Taschenbuch "Superfrauen aus dem Wilden Westen" in Wort und Bild hin. Die Biografien der "Superfrauen aus dem Wilden Westen" stammen mit

wenigen Ausnahmen – nämlich Lozen, Mohongo und Queen Betty – aus drei Titeln der insgesamt 14-bändigen Taschenbuchreihe "Superfrauen" von Ernst Probst. Nämlich "Superfrauen 1 – Geschichte", "Superfrauen 2 – Religion" und "Superfrauen 7 – Film und Theater". Als "Superfrauen im Wilden Westen" werden vorgestellt: die Scharfschützin Calamity Jane, die selige Katharina Tekakwitha, die Kriegerin Lozen, der Showstar Adah Isaacs Menken, die Sachen-Ehefrau Mohongo, die Meisterschützin Annie Oakley, die Indianer-Prinzessin Pocahontas, die Anführerin Queen Betty, die indianische Volksheldin Sacajawea, die "Banditenkönigin" Belle Starr und die Zirkuspionierin Agnes Lake Thatcher. "Superfrauen aus dem Wilden Westen" (ISBN: 3640125975) ist bei "GRIN Verlag für akademische Texte" erschienen und bei "Libri" www.libri.de für 14,99 Euro erhältlich. (Pressemitteilung)



Ins Land der Lakota- und Crow-Indianer in South Dakota und Montana, USA

Foto-Reise vom 14. bis 27. August 2011 mit dem Fotografen Christian Heeb

Christian Heeb, einer der erfolgreichsten Reisefotografen weltweit und Bildautor von über 90 Büchern sowie unzähligen Kalendern, ist 2011 Veranstalter einer speziellen Foto-Rundreise in South Dakota und Montana, durch grandiose Landschaften mit ihrer atemberaubenden Tierwelt, verbunden mit Begegnungen mit den Lakota-Indianern zu Hause und auf Pow Wows.

Unter anderem sind Ausflüge zu Sonja Holy Eagle, einer Lakota Künstlerin, Fotografieren des Sonnenaufgangs bei den Felsnadeln im Custer State Park und der Bisons im selben Park geplant. Dazu gehört auch das Fotografieren des Lakota-Tänzers und Künstlers Jim Yellowhawk in voller traditioneller Lakota-Kleidung, und Reiten mit Lakota-Indianern auf der Pine Ridge Indianer Reservation.

Sechs weitere Nächte werden wir im Van unterwegs sein durch die weiten Prärielandschaften nach Montana, mit dem Ziel des Crow Fair Pow Wows auf der Crow Indianer Reservation.

Nach einem Besuch von Fort Phil Kearny, einer Wanderung in den Bighorn Mountains entlang des Powder River Canyons, des Medicine Wheel und grandiosen Morgen- und Abendaufnahmen am Bighorn Canyon, fahren wir wieder zurück in die Black Hills.

In den Black Hills besuchen wir das Mount Rushmore- und Crazy Horse Monument und unternehmen eine kleine Wanderung zum Harney Peak. Ein weiterer Höhepunkt und Abschluss der Reise ist der Besuch einer Schwitzhütte im Tipi Camp von Charly Juchler.



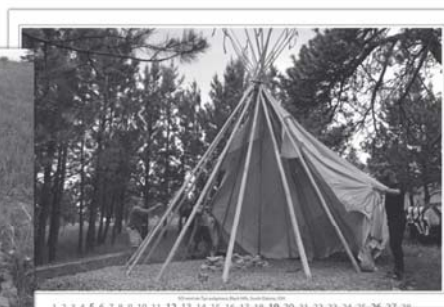
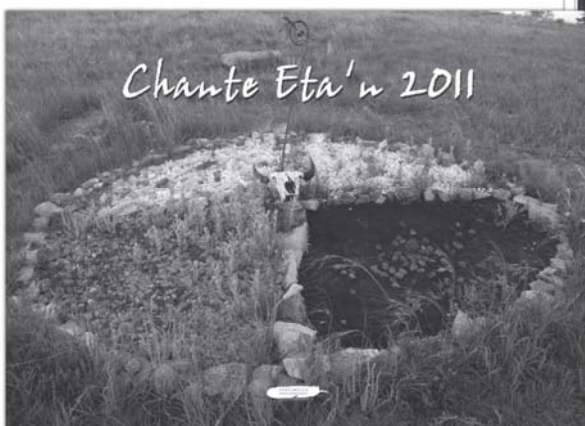
Reise im Van mit max. 12 Teilnehmern, individuelle Anreise, Buchungen unter www.schafer-travel.ch

weiterführende Infos unter: <http://heebphoto.wordpress.com> bzw. www.heebphoto.com

Anfragen direkt an Christian Heeb unter: info@heebphoto.com



Kalendertipp für 2011



Chante Eta'n
Fotokalender
2011

Format A3
durchgehend farbig

Viele wunderschöne Motive aus South Dakota, USA (z.B. Black Hills und Badlands) folgen den Spuren der Chante Eta'n - Kultur- und Landschaftsreisen.

Die Einnahmen aus dem Verkauf des Kalenders kommen in vollem Umfang dem Lakota-Hilfsfond „Chanku Luta“ zu Gute (www.the-red-road.com).

Der Kalender ist exklusiv nur erhältlich unter www.persimplex-buchladen.de und kostet 18,00 Euro (inkl. MwSt) zzgl. Versand.



Teotihuacan zu Gast in Berlin – Ein Rückblick

Nachdem sie zuvor schon in Paris und Zürich zu bewundern war, präsentierte sich die Ausstellung *Teotihuacan – Mexikos geheimnisvolle Pyramidenstadt* ab dem 1. Juli 2010 endlich in Berlin. Bis zum 10. Oktober wurden im Martin-Gropius-Bau rund 450 herausragende Objekte gezeigt, die Einblicke in Alltag, Kunst und Religion dieser eindrucksvollen und noch immer rätselhaften Kultur gewährten; darunter monumentale Architekturelemente, Skulpturen, Masken, Figuren, Gefäße sowie Wandmalereien.

Nach der großen Aztekenschau in London, Berlin und Bonn (2002-04), war dies nun die nächste spektakuläre Ausstellung über Kulturen Mesoamerikas, die in Europa gezeigt wurde.

Gereon Sievernich, Direktor vom Martin-Gropius-Bau, sagte zur Eröffnung: "Die Ausstellung ist sehr, sehr sensationell, weil sie 30 Jahre Forschungsarbeit zeigt". Da viele Objekte erstmals präsentiert wurden, sei dies "eine Weltpremiere, auch wenn Berlin nicht der erste Ausstellungsort ist".

Alfonso de Maria y Campos, Mexikos Generaldirektor vom Staatlichen Institut für Anthropologie und Geschichte (INAH) fügte hinzu, dass zahlreiche der gezeigten Stücke direkt von Ausgrabungsstätten oder aus Rettungsaktionen kamen sowie auch aus Werkstätten, in denen sie erforscht und restauriert wurden.

Und dies machte einen Besuch denn auch zur Pflicht, denn Berlin war die letzte internationale Station dieser Schau, die von Felipe Solis Olguín, dem Direktor des weltberühmten Museo Nacional de Antropología konzipiert und erdacht wurde. Der große Kenner der alten mexikanischen Kulturen verstarb jedoch am 23. April 2009 und konnte daher in Berlin nicht mehr dabei sein. An ihn erinnerte ein Foto – es hing direkt neben dem Eingang zur Ausstellung. Diese präsentierte sich gut durchdacht. Didaktik, Konzept, Dramaturgie und Gestaltung wirkten weitestgehend überzeugend. Die zahlreichen Objekte, thematisch geordnet und auf acht Räume verteilt, hinterließen ihre Wirkung und konnten Besuchern einen intensiven Eindruck von Teotihuacan vermitteln. Der Mix aus freistehenden Objekten, die Nähe zuließen und solchen hinter Glas, war ausgewogen.

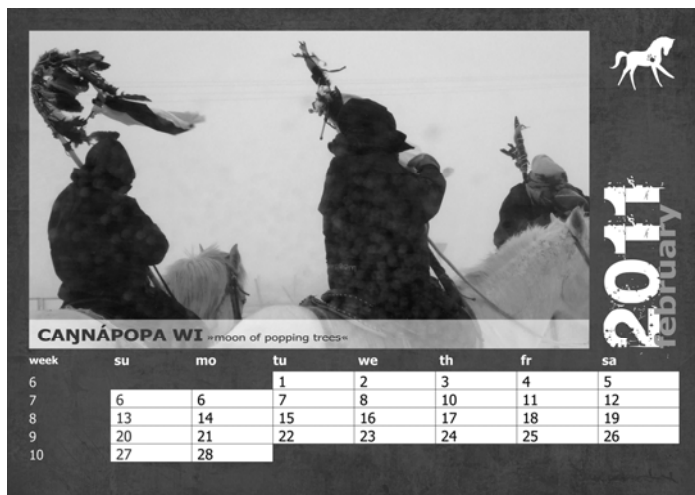
Es gab jedoch auch Abstriche, so etwa bei der Beleuchtung, die nicht immer gelungen war und teilweise etwas hell geriet. Vereinzelt sichtbar wurde dies bei den schönen Wandmalereien, deren eigene Leuchtkraft ein wenig verblasste. Auch die Präsentation wurde manchen Objekten nicht immer gerecht. So wirkten Teotihuacans berühmte Steinmasken nüchtern und kühl – bedingt durch den meist weißen Hintergrund und die helle Beleuchtung wurde ihnen leider ein Teil der geheimnisvollen Aura geraubt. Ähnlich erging es den Skulpturen "Herr der Unterwelt" und "Antlitz des Todes". Dem Charakter der Exponate entsprechend, wäre hier durchaus eine düsterere und geheimnisvollere Präsentation angebracht gewesen. Stattdessen wirkten sie nahe zweier Durchgänge etwas deplatziert und verloren an Ausstrahlungskraft.

Dennoch war es eine großartige Ausstellung. Sie wurde von einem umfangreichen Katalog begleitet, der das aktuelle Wissen über Teotihuacan zusammenfasst und zudem durch ein Rahmenprogramm ergänzt, in dem international renommierte Experten in einer Vortragsreihe über aktuelle Forschungen und Ergebnisse informierten. Unter ihnen war auch Prof. Dr. Saburo Sugiyama, der seit 30 Jahren in Teotihuacan tätig ist und zehn Jahre die Mondpyramide erforscht hat.

Insgesamt ein gelungenes Projekt, das eindrucksvoll bewiesen hat, zu welchen Ergebnissen eine erfolgreiche, internationale Zusammenarbeit gelangen kann.

(Text von Sascha M. Kleis)

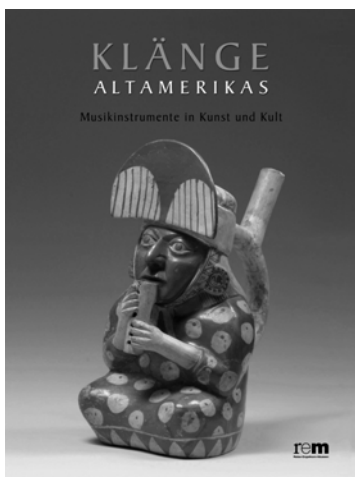
Bildkalender der Lakota Horsemanship 2011



Auch für das Jahr 2011 gibt es wieder die Möglichkeit, einen Organisation "Sunka Wakan Na Wakanyeya Awicaglipi Incorporation" zu erwerben. Der Kalender im Format DIN A4 (Querformat, 250g Papier, Spiralbindung) zeigt 12 hochwertige Aufnahmen von verschiedenen Veranstaltungen der Organisation aus den vergangenen Jahren, sowie Landschaftsaufnahmen aus der Region.

Der Preis beträgt EUR 12,- pro Exemplar, zuzüglich Porto und Verpackung. Der Verkaufserlös der Kalender kommt wieder zu 100 Prozent der Lakota Horsemanship Organisation zugute.

Bestellmöglichkeiten unter www.horse-and-children.org oder telefonisch über Andreas Baumann 0951 53556.



**Buchvorstellung:
" Klänge Altamerikas – Musikinstrumente in Kunst und Kult"**

Reiss-Engelhorn-Museen, Zeughaus C5, 68159 Mannheim
 www.rem-mannheim.de
 Tel +49(0)621-293.3150
 Fax +49(0)621-293.9539
 reiss-engelhorn-museen@mannheim.de

Öffnungszeiten:
 Di – So (auch an Feiertagen) 11-18 Uhr
 (für Schulklassen-Führungen ab 9 Uhr geöffnet)
 Mo geschlossen

Steigbügelgefäß in Form eines Kerbflötenspielers
 Moche III-IV. TL um 400 AD, H 26 cm
 © Foto: Endrik Lerch, Ascona

Die herausragende Sammlung präspanischer Musikinstrumente von Dieter und Evamaria Freudenberg stellt die umfangreichste ihrer Art außerhalb Amerikas dar. Auf Initiative der Sammler erschien unter dem Titel "Klänge Altamerikas" eine reich bebilderte Monographie. Als Autorin konnte Prof. Ellen Hickmann, die weltweit renommierteste Forscherin auf dem Gebiet der Musikarchäologie, gewonnen werden.

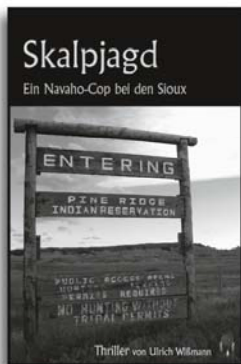
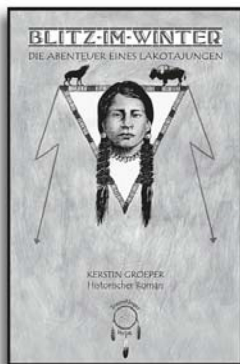
Die in der Publikation vorgestellten Objekte stammen aus den altamerikanischen Kulturen der heutigen Länder Peru, Chile, Ecuador, Mexiko sowie Guatemala. Darunter befinden sich beispielsweise Instrumente der Inka, der Maya und Azteken. Sie umfassen eine Zeitspanne, die von den Anfängen der Kulturen bis zu ihrer Eroberung durch die spanischen Konquistadoren reicht.

Verschiedenste Klangerlebnisse verbergen sich in den Objekten aus Keramik, Metall und Holz. Man erfährt vom zarten Klingen von Goldplättchen an Kleidung und Tonfigurinen, von den erstaunlichen Geräuschen, die ein Steinschraper hervorbringen kann, von den Klängen der Schneckenhörner und der unendlichen Vielfalt der Töne, die sich vielen verschiedenartigen Blasinstrumenten und Rasseln entlocken lassen. Dahinter stehen ausgeklügelte Klangerzeugungsmechanismen für Flöten und Pfeifen, entsprechend der Beschaffenheit der Materialien wie Knochen oder Ton. Insbesondere bei den tönernen Instrumenten fällt der Reichtum der Formen auf, der von den bekannten Panflöten bis hin zu Figuren von Göttern, Priestern, Ballspielern, aber auch Eulen, Fledermäusen, Affen, Hunden und vielem mehr reicht. Diese Vielfalt an Formen und Klängen lässt die besondere Bedeutung der Musik erahnen.

Anhand der umfassenden Betrachtung der Sammlung bringt das Buch ein Stück faszinierender Musikgeschichte näher. Gleichzeitig spricht es aber die unmittelbare sinnliche Erfahrung von Klängen an, die uns mitten in untergegangene Kulturen führen.

Das Buch ist an den Museumskassen der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim zum Preis von Euro 24,90 erhältlich oder kann bestellt werden unter: katalog.rem@mannheim.de

TraumFänger Verlag
 Ihr Fachverlag für gute Indianer-Literatur.



Blitz-im-Winter (ab 7 Jahren)
 € 14,50 ISBN 978-3-941485-05-1

Skalpjagd
 Ein Navaho-Cop bei den Sioux
 € 16,50 ISBN 978-3-941485-04-4

www.traumfaenger-verlag.de



Zum Problem einer "filosofía indiana"

Vom Studium her bin ich Völkerkundlerin. In Lateinamerika hat man sehr unterschiedliche Bezeichnungen für dieses Fach. Ich bezeichne mich als Ethnographin, Ethnologin und speziell als Altamerikanistin. Das bedeutet, dass ich mich vorrangig mit der Ethnohistorie der Völker Lateinamerikas in voreuropäischer Zeit beschäftige, das heißt, mit dem Bemühen, die Kulturgeschichte der Völker in jener Zeit vor dem historischen Ereignis zu erkunden, das ihre Welt völlig veränderte, nämlich dem Beginn der kolonialen Durchdringung des amerikanischen Doppelkontinents seit dem Jahre 1492. Dabei steht die Kulturgeschichte in Altamerika natürlich vorrangig im Blickpunkt des Interesses und sozusagen vor der Ereignisgeschichte, weil wir auf Grund der Quellen-situation bedeutend weniger über die vieltausendjährige Ereignisgeschichte der Ureinwohner Amerikas in vor-kolonialer Zeit wissen.

Aber gerade deswegen, weil ich mich damit befaße und weil dieses Geschichtsbild für die indianischen Völker heute so wesentlich ist, habe ich auch den Anspruch, meine Position zu artikulieren, nämlich dass es sehr wichtig ist und dass man sich darüber im Klaren sein muss, dass man keine Illusionen über eine eigene Philosophie der Indianer entwickeln darf. In diesem Fall möchte ich darauf verweisen, dass es schwierig ist zu sagen, es gäbe eine eigene "filosofía indiana" in Bezug auf den Menschen in seiner Stellung zur Natur. Es ist immer wieder davon die Rede, dass der indianische Mensch in Harmonie mit der Natur lebe. Dies jedoch ist kein ausschließlicher Charakterzug von Indianern ganz allgemein. Man darf den Begriff des "Indianers" nicht von allen Lebensrealitäten abkoppeln, unter denen die Ureinwohner des amerikanischen Doppelkontinents im Laufe ihrer langen Geschichte existiert haben und gegenwärtig leben. In einer solchen Verallgemeinerung wird die Aussage von den sich verändernden Beziehungen zur Natur verschwommen, wissentlich oder unwissentlich verschleiert und schließlich unkorrekt formuliert.

Gerade die Kulturgeschichte in vorspanischer Zeit hat eindeutig gezeigt, dass der Mensch als Gattung und eben auch der Mensch in Altamerika in seinem Zusammenwirken und seiner Auseinandersetzung mit der Naturumwelt Schäden hervorgebracht hat, die Anfänge von denjenigen ökologischen Schäden darstellen, die heute zu beobachten sind und die sich trotz gegenwärtiger Mittel und Methoden in vielen Fällen als weitgehend irreparabel erwiesen haben.

Mit der Entwicklung des Bodenbaus beginnt überall in der Welt der verstärkte Zugriff des Menschen auf die Natur, der verändernd wirkt und schließlich einen

Eingriff in deren inneres Gefüge darstellt. Besonders die Anlage von Städten und die Versorgung von deren sozial stark differenzierter Bevölkerung mit vielen Materialien, die nicht vorrangig der Ernährung dienen, sondern der kulturvollen Gestaltung des Lebens, den Bauten sowie Kulthandlungen und Festen, bedeutete zum Beispiel bereits in Altamerika eine starke ökologische Belastung. Es steht natürlich außer Zweifel, dass jene ersten Schäden dann erst dadurch potenziert worden sind, dass noch andere hinzukamen, als die Spanier und die anderen Kolonialmächte Europas eindrangen und eine rücksichtslosere Ausnutzung der Ressourcen begannen.

Jedoch darf man nun nicht davon ausgehen, dass etwa ländliche Siedlungsweise dies generell hätte verhindern können. Das Zusammensiedeln der zunehmenden Bevölkerung in Städten hat sich auf Grund verbesserter Möglichkeiten der Landwirtschaft, mehr Menschen zu ernähren, seit Jahrhunderten in aller Welt herausgebildet. Da stellen die indianischen Ureinwohner Amerikas keine Ausnahme dar. Es ist also ein Unterschied, ob man sich auf die Integration von Jäger- und Sammlergruppen als reinen Wildbeutern in die von ihnen genutzte Natur bezieht oder auf die entscheidenden Veränderungen, die nach der Herausbildung des Bodenbaus und seiner Entwicklung zum bestimmenden Produktionszweig entstanden sind. Man darf nicht in utopische Gedanken von einer idyllischen Situation der amerikanischen Ureinwohner verfallen, unabhängig von Ort und Zeit, Entwicklungsstand ihrer Arbeitsteilung und den Formen ihrer Gesellung.

Wir müssen außerdem beachten, dass wir eine große kulturelle Vielfalt haben, die sich in unterschiedlichen ethnischen Gruppen manifestiert. Ihr Zusammenleben war in der bisherigen Geschichte keineswegs so idyllisch und friedfertig, auch in Altamerika nicht. Es gab viele Widersprüche, die man untereinander eben zumeist nur als ethnische Unterschiede begriffen hat, nicht aber als soziale, die zu einer Lösung drängten. Es ist eine widersprüchliche Entwicklung über Jahrtausende gewesen, Impuls für Neuerungen, deren Resultate keineswegs immer einen behutsamen Umgang mit der Umwelt belegen. Und diese Widersprüche lassen sich heute noch beobachten: ethnische Konflikte ergeben sich vorrangig aus der Problematik, inwiefern sich Nachbarn bei der Ausnutzung der natürlichen Ressourcen gegenseitig bedrängen, behindern, inwiefern sich ihre Interessensphären überlagern. Auch wenn dabei die Tatsache eine entscheidende Rolle spielt, dass in den letzten fünfhundert Jahren die indianischen Ureinwohner generell in ihrer eigenen Entwicklung eingeschränkt worden

sind. Sofern sie nicht ausgerottet wurden, ist die Situation der einzelnen Gruppen und ihrer Mitglieder heute sehr unterschiedlich. Viele von ihnen leben jetzt teilweise in Rückzugsgebieten, müssen sich ständig gegen die Ansprüche der sogenannten westlichen Zivilisation an die Ausbeutung ihres Lebensraumes verteidigen und stehen selbst im widerspruchsvollen Prozess der Assimilierung oder des Versuchs eigenständiger Entwicklung. Individuen und ganze soziale Gruppen handeln dabei oft genug den ethnischen Interessen entgegen. Es ist daher sehr fraglich, ob man sagen sollte: es gibt eine "Indianische Philosophie" der Integration des Menschen in die Natur und einen von indianischer Mentalität bestimmten behutsamen Umgang damit. Wenn dies auch ein Programm darstellen könnte, so ist doch die Realität davon weit entfernt. Man muss erst einmal feststellen, welche verschiedenen Gruppen es gibt, was für Interessen sie haben und wie man sie in Übereinstimmung bringen könnte.

Die Frage ist zu untersuchen, wie sie wirklich in ihrer Vielfalt miteinander leben. Die Geschichte hat gezeigt, dass das nicht unbedingt immer friedlich war. Wenn wir einen Optimismus entwickeln wollen, ist es an uns zu prüfen, wie die gegenwärtige Situation

überwindbar ist. Dabei ist es von entscheidender Bedeutung, dass man den anderen in seiner Kultur respektiert und prüft, wie unter den existierenden Gegebenheiten den Individuen wie Gruppen im Sinne von Menschenwürde und Überwindung von Hunger und Elend Gerechtigkeit widerfahren kann. Gerade deswegen aber sollte man sich vor einer Gleichmacherei im Sinne einer undifferenzierten Formulierung einer "filosofía indiana" hüten; denn damit übersieht man die Probleme und packt sie nicht an ihren Wurzeln.

Jedes Volk, uneingeschränkt daher auch jedes der indianischen Völker mit seiner Kulturentfaltung über die Jahrtausende in altamerikanischer Zeit und über die letzten Jahrhunderte unter der kolonialen und nachkolonialen Dominanz hat eine unantastbare Existenzberechtigung; diese Erkenntnis muss zum Handeln führen. Daraus lässt sich ein Optimismus ableiten und ein gegenseitiger Respekt, und deswegen sollten wir auch nicht Verallgemeinerungen treffen, die verhindern, dass die konkrete Situation, dass die Probleme und möglichen Lösungswege erkannt werden, weil man sich in Illusionen wiegt. Das stelle ich zur Diskussion.

Ein Beitrag von Prof. Dr. Ursula Thiemer-Sachse.

Ametas-Jahrbücher:

Alle vier Ametas-Jahrbücher (1999 bis 2002) sind beim Verlag noch erhältlich. Die Jahrbücher 1999 bis 2001 kosten jeweils 4 € (statt 8,50 €), die letzte Ausgabe (2002) kostet 6 € (statt 8,50 €). Alle Preise zzgl. Porto (Inland): Bis 2 Exple. 85 Cent; bis 5 Exple. 1,40 €; ab 6 Exemplare Versand als Päckchen. Für den Versand ins Ausland gelten andere Posttarife.

Zu Inhalt und Verfügbarkeit aller Ametas-Publikationen (seit 1986) siehe unter www.Voelkerkun.de

Bestellungen an:
Ametas-Verlag
PF 166
22401 Hamburg
Tel. 040-52 764 52
Email: renko@freenet.de



**INTERART
BUCHHANDLUNG**

Markt 17/Königshauspassage
04109 LEIPZIG
Tel.: 0341-9607578

Zum Thema Indianer:
Bücher neu u. antiquarisch,
Postkarten, Originalstücke

Außerdem: Kinderbücher



Alle bisher erschienenen Ausgaben der Zeitschrift sind wieder in begrenzter Stückzahl lieferbar.

AMERINDIAN RESEARCH

WARMETAL-BISONS
Carsten & Rüdiger Kraft - 34396 Niedermeiser

0 56 76 / 86 52
wildbison@arcor.de
www.wildbison.de

Vier Versandlisten im Jahr!

Wir haben antiquarische Bücher aus folgenden Bereichen in unserem Angebot:

Indianer, Americana, Abenteuer, Karl May, Länder-Völker-Reisen, Americana-/Indianer-Neubücher, Braunschweighbücher, Kinder- und Bilderbücher und vieles andere.

Außer Büchern suchen wir Indianerfiguren, (Elastolin, Lineol u.a.) sowie Karl-May- und Winnetou-Büsten.

**ALGONKIN-
ANTIQUARIAT**



Horst Henneberg
Sonnenstraße 9 B
38100 Braunschweig

Tel. und Fax: (0531)791471
info@algonkin-antiquariat.de
www.algonkin-antiquariat.de

Geschäftszeiten
Mo.-Fr. 10-18 h
Sonnabend 10-14 h



Rezeensionen



James Adair (ed. Kathryn E. Holland Braund):
The History of the American Indians.

Tuscaloosa: The University of Alabama Press, 2009. 592 Seiten,
Paperback, € 27,99; ISBN 978-0-8173-5578-4
(in englischer Sprache)

James Adair war ein kultureller Grenzgänger. Er lebte 40 Jahre bei den südöstlichen Indianern Nordamerikas, davon lange Zeit bei den Chickasaw und Cherokee. Es scheint jedoch nicht, als sei er so vertraut mit ihnen geworden, dass er tiefe Einblicke in ihre religiösen Zeremonien erhalten oder daran teilgenommen hätte. Als Händler führte er in gesellschaftlicher Hinsicht das Leben eines befreundeten Außenseiters. Er war lange mit einer Chickasaw-Frau zusammen, die er an einer Stelle verehrend mit einer "Prinzessin der alten Peruaner oder Mexikaner" verglich. Doch leider findet sich kaum ein weiterer konkreter Hinweis zu seinen familiären Bindungen bei den Indianern. Er erwähnt auch an keiner Stelle, ob er Kinder hatte.

Sein Verhältnis zu den Weißen, insbesondere den englischen Kolonisten von South Carolina und den mit ihm konkurrierenden Händlern, war kühl und von wirtschaftlichen Erwägungen dominiert. Er zeigte wenig Interesse an politischen Angelegenheiten, diente nur selten als Dolmetscher und vertrat die englische Politik nur in einem für seine Händlerinteressen unabdingbaren Rahmen.

So war er selbst als Händler trotz seiner anerkannt guten Beziehungen zu den Indianern ein für europäische Begriffe wenig erfolgreicher Außenseiter: Er strebte anscheinend weder Reichtümer noch ausgedehnten Landbesitz mit repräsentativem Wohnhaus an. Jedoch war Adair ein intelligenter, belesener und wohlinformierter Mann, der sich auch in klassischer Literatur, Historie und Religion gut auskannte.

Sein umfangreiches Werk über die indianische Kultur und Geschichte muss entstanden sein, während er unter den Indianern weilte. Um es zu publizieren, reiste Adair nach England, wo die erste Auflage des Buches 1775 im Druck erschien.

Bis heute haben spätere Autoren in großem Maße Gebrauch von den Informationen gemacht, die Adairs Buch vermitteln, wengleich sein Grundanliegen, eine jüdische Herkunft der indianischen Stämme nachzuweisen, aus heutiger Sicht kurios erscheint. Aber in der Vergangenheit ist dieser Aspekt ernsthaft, ausführlich und kontrovers diskutiert worden.

Sofern er als Zeitzeuge historische Ereignisse aus der Mitte des 18. Jahrhunderts schildert, so die kriegerischen Auseinandersetzungen der Choctaw mit den Franzosen und den Bürgerkrieg innerhalb des Stammes der Choctaw, zeigt er sich zuverlässig und seine detaillierte Darstellung der

Ereignisse findet in anderen erhaltenen Dokumenten Bestätigung.

Der erste Teil des Buches verlangt dem heutigen Leser viel Geduld ab, da das ausführlich geschilderte indianische Brauchtum, ihre materielle und vor allem geistige Kultur stets mit jüdischen Bräuchen verglichen und diskutiert werden.

Dann folgt im zweiten Teil die sachliche Beschreibung einiger historisch wichtiger Stämme des Südostens: der Catawba, Cherokee, Creek, Choctaw und Chickasaw. Neben konkreten, nur den jeweiligen Stamm betreffenden Aspekten werden stammesübergreifende Schilderungen ihrer Geschichte und ihrer geistigen und materiellen Kultur geliefert.

Trotz der vielen dem Zeitgeschmack geschuldeten Abschweifungen bietet Adair eine noch heute unverzichtbare Lektüre für Interessenten der Kultur des nordamerikanischen Südostens.

RO



David L. Preston:
**The Texture of Contact.
European and Indian Settler
Communities on the
Frontiers of Iroquoia, 1667-
1783.**

Lincoln & London: University of Nebraska Press, 2009. 395 Seiten,
Landkarten und sw-Abbildungen,
gebunden, sw-Fotos; € 38,99; ISBN
978-0-80321-369-2 (in englischer
Sprache)

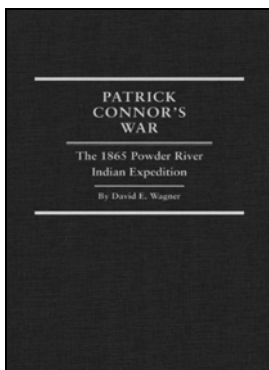
Das Buch beschreibt das jahrzehntelange Nebeneinander der Iroquois und europäischer Siedler zwischen 1667 und 1783 entgegen manch anderen Behauptungen als eine überwiegend friedliche Zeit. Es werden weniger europäische Siedlungs- und Kolonialpolitik und ihre Auswirkung auf die indianischen Ureinwohner thematisiert, sondern eine irokesische Bundespolitik, die eine regional begrenzte friedliche Koexistenz zwischen den Iroquois und den weißen Kolonisten, sowohl den Engländern als auch Franzosen, ermöglichte. Das Nebeneinander von weißen Siedlern und Indianern wurde durch eine Reihe von Übereinstimmungen in der Lebensweise möglich, denn die Iroquois hatten um 1700 bereits viele materielle Güter von den Europäern übernommen und pflegten einen regen Warenaustausch mit ihren weißen Nachbarn.

Als historischer Markstein wird der in Montreal geschlossene Friedensvertrag von 1701 zwischen den Iroquois (und einigen anderen Stämmen) und den Franzosen herausgearbeitet. Indem sie als neutraler Block zwischen den englischen und französischen Interessengebieten lagen, konnte sich in der so genannten Iroquoia ein vergleichsweise friedliches zwischenmenschliches Klima entwickeln. Unbehelligt gingen die Bewohner kleiner europäischer Ansiedlungen inmitten der Iroquois ihrem landwirtschaftlich geprägten Tagewerk nach, während auch manche Indianer in den Siedlungen der Weißen lebten und einige von ihnen zum Christentum konvertierten.

Solche Phasen friedlicher Beziehungen hat es in der frühen Kolonialzeit an vielen Orten gegeben, doch selten hielten sie über viele Jahrzehnte wie bei den Iroquois.

Aber auch die Iroquoia existierte nicht frei von kolonialpolitischen Einflüssen. Als die Stämme der Iroquois mit Ausbruch des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges ihre gemeinsame Neutralitätspolitik aufgaben und sich den kämpfenden Parteien anschlossen, waren sowohl das Ende relativ friedlicher Verhältnisse als auch der Konföderation der Iroquois besiegelt.

Faktenreich und kompetent verknüpft das Buch persönliche Schicksale von Einzelpersonen mit überregionalen Statistiken und politischen Strömungen und macht es zu einer ebenso sachlichen wie spannenden Lektüre. RO



David E. Wagner:
Patrick Connor's War. The 1865 Powder River Indian Expedition.
 Norman: University of Oklahoma Press, 2010. 296 Seiten, zahlreiche Landkarten und sw-Abbildungen, gebunden, sw-Fotos; \$ 39,95; ISBN 978-0-87062-393-6 (in englischer Sprache)

General Patrick Connor führte 1865 Truppen der USA in das Powder-River-Gebiet, die Heimat der Lakota und Northern Cheyenne. Es war das Ziel der Expedition, die kriegerische Widerstandskraft dieser Stämme zu brechen und eine von indianischem Widerstand ungefährdete euro-amerikanische Expansion nach Westen zu sichern. Im Widerspruch zu den ihm erteilten Richtlinien für die Kriegführung erließ er die Order, alle männlichen Indianer, die älter als 12 Jahre waren, konsequent zu töten.

In mehreren Kolonnen marschierten über 2.000 Soldaten in die Plains, trafen jedoch auf nur wenige, dem Militär meist ausweichende Indianer. Es fanden einige Gefechte statt, deren (feindliche) Opferzahl Connor stark übertrieb, um den Erfolg seiner Expedition aufzubauschen und den gewaltigen Aufwand zu rechtfertigen, der für die Versorgung seiner Truppen in dem weglassen, unzugänglichen Land erforderlich war. Der Krieg blieb letztlich ohne konkrete Ergebnisse, da sich die Streitkräfte nach vielen Wochen ergebnisloser Märsche und Strapazen wegen des schlechten Wetters und mangelhafter Versorgung zurückziehen mussten.

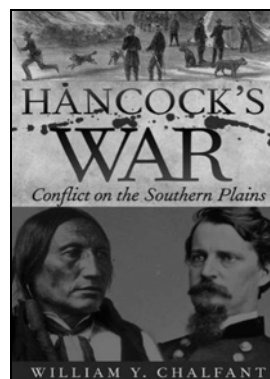
Die Ereignisse werden in Tagebuchform aufgelistet, wobei Tag um Tag Auszüge aus den Memoiren einiger Teilnehmer der Expedition bzw. andere Quellen zitiert werden. Zahlreiche Landkarten stellen die Bewegungen der Truppen auf den Tag dar und vermitteln gemeinsam mit den textlichen Erläuterungen ein Bild vom schwierigen Vormarsch der US-Truppen.

Während alle Ereignisse und Querelen innerhalb des Militärs detailliert dargestellt werden, finden die Indianer, obwohl als "Feind" von zentraler Bedeutung, nur als Randpersonen Beachtung, indem man sie "sichtete" oder es einige kriegerische Auseinandersetzungen gab. Die indianischen Motive und taktischen Erwägungen bleiben für den Leser unklar und werden günstigenfalls in einigen Fußnoten an-

gedeutet. Aber letztlich spiegelte das nur den Wissensstand der praktisch ziellos operierenden Truppen wider.

Während die Erfolglosigkeit der US-Truppen das Selbstbewusstsein einiger indianischer Krieger eher gesteigert als gedämpft haben mochte, machte die Expedition andererseits klar, dass die Truppen von nun an immer wieder tief in das Indianerland würden eindringen können.

Das Buch ist die erste fundierte Arbeit über diesen Krieg und vermittelt einen sehr guten Überblick. Als Quellenmaterial dienen neben offiziellen Dienstberichten insbesondere die Briefe und Tagebücher von Col. James H. Kidd, Capt. Henry E. Palmer sowie eines namentlich unbekanntem Zivilangestellten, der die Expedition begleitete. RO



William Y. Chalfant:
Hancock's War. Conflict on the Southern Plains.
 Norman: University of Oklahoma Press, 2010. 540 Seiten, gebunden, sw-Fotos, Übersichtskarten; € 59,99; ISBN 978-0-87062-371-4 (in englischer Sprache)

Vor dem Hintergrund blutiger Zusammenstöße zwischen Indianern und den immer zahlreicheren Siedlern und als Schutzmaßnahme für die schon im Bau befindliche Eisenbahnlinie, die mit ihrem Vordringen in die südlichen Plains für die dort lebenden Indianer eine elementare Bedrohung darstellte, wurde General Winfield S. Hancock im Frühjahr 1867 beauftragt, insbesondere gegenüber den Cheyenne militärische Präsenz zu zeigen und sie in eine Reservation zu drängen.

Die Aufgabe war schwierig, da die Cheyenne seit dem Massaker am Sand Creek (1864) dem Militär starkes Misstrauen entgegen brachten. Ihre gegenüber Hancock signalisierte Gesprächsbereitschaft zeigt jedoch, dass sie sich der anstehenden Veränderungen bewusst waren und eine Basis für friedliche Beziehungen zu den USA suchten.

Hancock, erfolgreich im amerikanischen Bürgerkrieg, ein tapferer, intelligenter und besonnener Offizier, zeigte sich seiner Aufgabe jedoch in keiner Weise gewachsen. Tief überzeugt von der Rechtmäßigkeit des Verhaltens weißer Amerikaner, der prinzipiellen Hinterhältigkeit und Unzuverlässigkeit der Indianer und die Schuld an Zusammenstößen nur auf indianischer Seite sehend, versagte er vollständig. Er war hinsichtlich der gesellschaftlichen Verhältnisse der Cheyenne, Kiowa und anderer Stämme weder informiert noch hatte er daran Interesse. So war ihm unbekannt, welchen gesellschaftlichen Rang seine indianischen Gesprächspartner einnahmen, welche Befugnisse sich daraus ableiteten, wer ein Häuptling oder nur ein Kriegsführer war. Er interessierte sich für keinerlei Befindlichkeiten seiner Verhandlungspartner und ließ sich nicht abbringen, während der Gespräche seine Militärkolonne in direkter Richtung eines Cheyennelagers marschieren und es umzingeln zu lassen. Als sich die Indianer trotz aller Friedensbeteuerungen Hancocks bedroht fühlten und flüchteten, wertete Hancock dies als hinterlistigen Verrat und brannte das verlassene Dorf

nieder. Auf diese Weise provozierte er einen langwierigen Kleinkrieg, in dem kaum größere Gefechte stattfanden. Anstatt die Indianer von den "Friedensabsichten" der USA zu überzeugen, was angesichts der militärischen Streitmacht, mit der er durch die Plains streifte, ohnehin schwer vermittelbar war, provozierte er die Cheyenne und verursachte einen langwierigen Kleinkrieg.

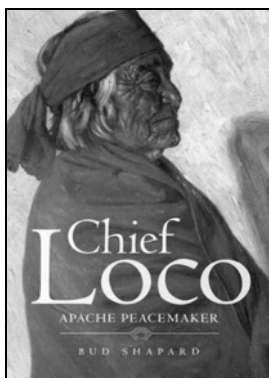
Ausführlich werden die Aktivitäten von Colonel ("General") George A. Custer beschrieben, der hier seine ersten Erfahrungen im "Umgang" mit Indianern sammelte, eher wenig erfolgreich war und durch seine Disziplinlosigkeit in Konflikt mit den militärischen Vorgesetzten kam.

Hancocks Krieg war ein verfehlter und schlecht organisierter Feldzug, in dem z. B. die Kavallerie wochenlang untätig bleiben musste, weil es an Futter für die Pferde mangelte. Das war eine Kampagne, bei der mehrfach von den Einheiten abgesprengte Soldaten von Indianern getötet wurden, weil ihre Vorgesetzten keinen Überblick hatten und ungenügende Anstrengungen unternahm, ihre Männer zu retten.

Der Autor praktiziert in Kansas als Staatsanwalt und legt hier sein zweites Buch über die Kämpfe der Armee gegen die Cheyenne vor. Äußerst detailliert, teilweise mit gerade minutiöser Genauigkeit, schildert er das Vorgehen der Armee. Er lässt keinen Zweifel daran, dass er die zunehmende Aggressivität der Cheyenne in diesem von Hancock provozierten Krieg und die Motive der Indianer versteht, und stellt, soweit das anhand der Quellenlage möglich ist, auch die Handlungsmotive und Aktivitäten der indianischen Seite detailliert dar.

Die Schilderung der Ereignisse umfasst neben Hancocks Krieg auch den Vertrag vom Medicine Lodge Creek, wo sich Ende 1867 ein Teil der Cheyenne bereit fand, sich auf eine Reservation zu beschränken, die zu Jagdzwecken aber verlassen werden durfte. Der Autor stellt überzeugend dar, dass die Indianer sowohl durch eine mangelhafte Übersetzung als auch bewusste Fehlinformationen über die tatsächlichen Inhalte des Vertrages getäuscht wurden, dem sie in voller Kenntnis des Inhalts wohl nicht zugestimmt hätten. Schließlich werden noch die nachfolgenden Ereignisse auf den südlichen Plains bis ins Jahr 1869 kurz umrissen.

Es handelt sich um eine fesselnd geschriebene, sehr ausgewogene und überzeugende Darstellung. Das Buch ist die erste umfassende Studie über "Hancock's Krieg" von 1867. RO



Bud Shapard:
Chief Loco. Apache Peacemaker.

Norman: University of Oklahoma Press, 2010. 364 Seiten, gebunden, sw-Fotos; € 34,99; ISBN 978-0-8061-4047-6 (in englischer Sprache)

Chief Loco, Häuptling der Warm Springs (Chiricahua) Apache, wird in der historischen Literatur oft nur am Rande erwähnt. Einer der Gründe für diese "Unterbewertung" mag

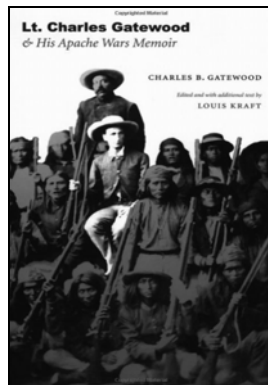
sein, dass die Handlungsmotive Locos für den flüchtigen Betrachter meist im Dunkeln bleiben und seine langjährigen und erfolgreichen Bemühungen, die Warm Springs Apache von der räuberischen Lebensweise abzubringen, von den USA offiziell weder beachtet noch unterstützt wurden.

Der Autor, mit Nachkommen Locos familiär verbunden, hat ein umfassendes historisches Material sowie familiäre Überlieferungen zusammengetragen und entwirft ein Bild Locos, das viele seiner Handlungen verständlich werden lässt. Es wird deutlich, dass nach etwa 1865/70 eine große Zahl Apache der ständigen Kriegführung und Verfolgung müde war und in Frieden leben wollte. Ironischerweise wird deutlich, dass die USA keine Ausgaben scheuten, militärische Aktionen gegen kleine aufständische Apache-Gruppen durchzuführen, statt mit vergleichsweise geringen Mitteln die "Friedensfraktion" unter den Apache zu stärken.

Am Beispiel der Warm Springs Apache und Locos wird im Gegenteil deutlich, dass die Behörden die "friedlichen" Apache in immer abgelegene Regionen abzudrängen versuchten, die ein wirtschaftliches Überleben aus eigener Kraft und ohne zusätzliche Raubzüge unmöglich machten. Das Buch zeigt insbesondere die letzten der sogenannten "Apachenkriege" aus einem ungewohnten Blickwinkel.

Die meisten Warm Springs Apache leben heute bei Ft. Sill in Oklahoma und dürften das Bestehen ihres Stammes in nicht geringem Maße dem bis zur Selbstverleugnung gehenden Wirken Locos zu danken haben.

"Chief Loco" ist eine ergreifende und mitunter tragische Biografie, die auch die dunklen Seiten im Charakter Locos nicht ausklammert, aber sein unbeirrbares Streben würdigt, den Stamm einer friedlichen Zukunft entgegen zu führen. Zahlreiche Anmerkungen und ein Stichwortindex beschließen das Buch. RO



Charles B. Gatewood; (Ed. Louis Kraft):

Lt. Charles Gatewood & His Apache Wars Memorials.

Lincoln: University of Nebraska Press, 2009. 284 Seiten, Paperback, sw-Fotos; € 13,99; ISBN 978-0-8032-1884-0 (in englischer Sprache)

Lieutenant Charles B. Gatewood (1853-1896), obwohl von nur niederem Offiziersrang, gehört zu den herausragenden Personen in der Geschichte der Kriege der USA gegen die Apache. Er absolvierte 1878 die Militärakademie in West Point und wurde anschließend in den Südwesten der USA versetzt. In Ft. Apache befehligte er ab 1879 die indianischen Scouts. An der Spitze dieser mit der unwegsamen Landschaft des Südwestens vertrauten Kundschafter begleitete er mehrfach Armeeverbände gegen Apache-Gruppen, die sich auf Raubzügen befanden. Zu seinen Gegnern gehörten u.a. Victorio und Geronimo.

Unter hohem persönlichem Einsatz überredete er 1886 Geronimo, den Kampf aufzugeben, sich General Nelson A. Miles zu ergeben und eine befristete Deportation nach

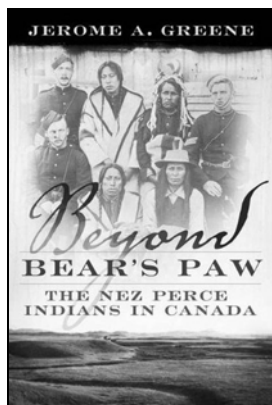


Florida zu akzeptieren. Als Verbindungsoffizier zwischen der US-Armee und den White-Mountain-Apache war es ihm gelungen, durch Ehrlichkeit und Einsatzbereitschaft für die Belange der Reservationsbewohner das Vertrauen der Apache zu erlangen.

Es scheint, dass der vertraute Umgang mit den Apache manchem seiner Vorgesetzten suspekt erschien, doch dürfte ein chronisches Rheumaleiden, das durch seinen langjährigen Dienst wohl noch verstärkt wurde, seine militärische Karriere am meisten behindert haben. 1892 wurde seine Beförderung zum Captain aufgrund seiner gelegentlichen krankheitsbedingten Dienstunfähigkeit abgelehnt, obwohl maßgebliche Offiziere, darunter General Nelson A. Miles, sich für ihn einsetzen.

Gatewood hat über mehrere Jahre Tagebuch geführt und beabsichtigte wohl auch die Herausgabe seiner Memoiren aus der Zeit der Apache-Kriege. Sein früher Tod hat die Veröffentlichung zu Lebzeiten verhindert, so dass nur kurze Auszüge erschienen. Gatewoods flüchtige und unvollständige Aufzeichnungen wurden für die vorliegende Ausgabe bearbeitet und mit umfangreichen Begleitinformationen und Fußnoten ausgestattet, so dass ein Buch entstanden ist, das durch Gatewoods persönliche Schilderungen und seine unmittelbare Nähe zu den historischen Ereignissen einen hohen Informationswert hat.

RO



Jerome A. Greene:

Beyond Bear's Paw. The Nez Percé Indians in Canada.

Norman: University of Oklahoma Press, 2010. 248 Seiten, gebunden, sw-Fotos und Übersichtskarte; € 24,99; ISBN 978-0-8061-4068-1 (in englischer Sprache)

Im Oktober 1877 wurden die unter ihrem Häuptling Joseph in Richtung der kanadischen Grenze fliehenden Nez Percé vom US-Militär gestellt und zur Aufgabe gezwungen. Militärische Quellen, auf die sich die Geschichtsschreibung bis in die Gegenwart stützt, sprechen in diesem Zusammenhang von "einigen" oder "einer Handvoll" Nez Percé, die sich der Kapitulation entziehen und nach Kanada flüchten konnten.

"Beyond Bear's Paw", eine akribische Analyse, die sich sowohl auf mündliche Aussagen indianischer Zeitgenossen als auch auf offizielle kanadische Quellen stützt, stellt die Situation anders dar: Über ein Drittel der Nez Percé, die 1877 nach Kanada zu flüchten versuchten und sich am Bear's Paw Mountain den verfolgenden Truppen ergeben mussten, trennte sich während der Kapitulationsgespräche oder kurz nachher von ihrer Stammesabteilung und überquerte in kleineren Gruppen die etwa 50 km entfernte internationale Grenze nach Kanada. Diese Version der historischen Ereignisse wird vor allem von zuverlässigen kanadischen Quellen gestützt.

Der Autor geht zahlreichen Einzelschicksalen nach und listet die beteiligten Personen, sofern identifizierbar, nament-

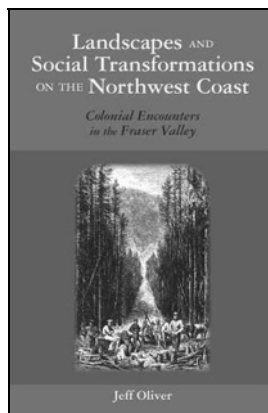
lich auf. Während etwa 20 der Männer von damals noch feindlichen Indianern getötet wurden, gelang rund 100 namentlich bekannten männlichen Personen die Flucht nach Kanada. Hinzu kommen Frauen und Kinder, deren Namen nur ausnahmsweise überliefert wurden, deren Zahl die der Männer aber deutlich überstieg.

Es wird gezeigt, dass die Flüchtlinge in Kanada nur mit Mühe überleben konnten, da sie von den kanadischen Behörden zwar nicht verfolgt, aber auch nicht unterstützt wurden. Nach und nach kehrten sie in die USA zurück und fanden größtenteils in den beiden Reservationen Zuflucht, in denen jene Stammesgefährten lebten, die sich an der Fluchtaktion im Jahr 1877 nicht beteiligt hatten. Einige der Heimkehrer mussten den Weg zu Chief Josephs Gruppe in das Indian Territory antreten und durften erst später in den Nordwesten der USA zurückkehren.

Dem Schicksal von White Bird, dem prominentesten der nach Kanada geflüchteten Nez Percé, wird im Buch besondere Aufmerksamkeit gewidmet, da über ihn vergleichsweise viele Fakten und Lebensdaten bekannt sind. Ein Großteil seiner Anhängerschar kehrte erst nach seiner Ermordung in die USA zurück, 15 Jahre nach ihrer dramatischen Flucht in den Norden.

Der Schilderung der Ereignisse folgen eine namentliche Auflistung aller im Zusammenhang mit dem Aufenthalt in Kanada bekannten Nez Percé sowie umfangreiche Anmerkungen zum Text. Ein Stichwortindex schließt das Buch ab. Es ist ein interessant und geradezu spannend geschriebenes Sachbuch über ein bisher völlig unbeachtetes Kapitel der Indianerkriege der USA.

RO



Jeff Oliver (Ed.):

Landscapes and Social Transformations on the Northwest Coast. Colonial Encounters in the Fraser Valley.

Tucson: The University of Arizona Press, 2010. 250 Seiten, gebunden; € 53,99; ISBN 978-0-8165-2787-8 (in englischer Sprache)

Das Buch demonstriert am Beispiel des Fraser Valley im nordwestlichen Grenzgebiet der USA zu Kanada, wie sich Landschaftsmerkmale in Wechselwirkung mit der Anwesenheit des Menschen und seinen sozialen Bezügen verändern: Landschaftsentwicklung infolge von Veränderungen in der menschlichen Sozialgeschichte.

Nach einem geografischen Überblick werden die hier lebenden indianischen Stämme und ihre intertribalen Beziehungen zurzeit oder kurz vor dem ersten europäischen Kontakt dargestellt. Dieser Kontakt begann gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit den maritimen Unternehmungen der Europäer entlang der nordwestlichen Küste Amerikas.

Nach 1850 erfolgten eine starke europäische Einwanderung und die Gründung permanenter Siedlungen. Die Einwanderer befassten sich mit Handel, Handwerk, ein wenig Landwirtschaft sowie Forstwirtschaft. Sie gründeten Siedlungen und legten neue Verbindungswege an.



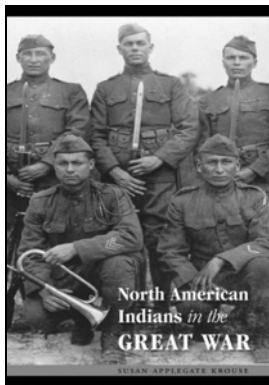
Das Buch verfolgt nun die Frage, wie sich die Landschaft unter diesem Einfluss änderte, wie der Mensch die Ressource Landschaft wahrnahm, bewertete und nutzte.

Als Antwort, wie die Landschaft hier im Fraser Valley und an der vorgelagerten Pazifikküste wahrgenommen wurde, zeigt der Autor beispielhaft Motive und Inhalte früher Landkarten. Er geht der Frage nach, welche inhaltlichen Merkmale diese Landkarten prägen, ob z. B. noch aus indianischer Zeit stammende Ortsbezeichnungen wiedergegeben werden.

Die Landschaft im Fraser Valley spiegelt deutlich politische und soziale Geschichte wider: Die internationale Grenze zwischen den USA und Kanada, eigentlich eine abstrakte politische Konstruktion, wurde durch künstlich geschlagene Lichtungen und steinerne Markierungen gekennzeichnet und ebenso erlebbar gemacht, wie die zahlreichen Wege und Straßen, welche die Siedlungen und Städte miteinander verknüpften und alltäglichen Belangen dienten.

In thematischer Vielfalt erläutert das Buch die Verbindung zwischen der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und der Veränderung des landschaftlichen Umfeldes bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Dem Text sind ein Literaturverzeichnis und ein umfangreicher Stichwortindex beigelegt.

RO



Susan Applegate Krouse:
North American Indians in the Great War.

Lincoln: University of Nebraska Press, 2009. 250 Seiten, Paperback, sw-Fotos; € 19,99; ISBN 978-0-8032-2793-4 (in englischer Sprache)

Das Buch schildert anhand von Beispielen die Schicksale von 12.000 nordamerikanischen Indianern, die im 1. Weltkrieg in der US-Armee Dienst leisteten. Es stützt sich hauptsächlich auf Quellenmaterial, das von Joseph K. Dixon (1856-1926) zusammengestellt wurde, einem weißen Aktivist, der sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts für die politischen Rechte der nordamerikanischen Indianer engagierte.

Kurz nach dem 1. Weltkrieg begann Dixon, Berichte von indianischen Kriegsteilnehmern zu sammeln, und schickte Fragebögen in die Reservationen und an indianische Organisationen, wenn er diese nicht persönlich aufsuchen konnte. Neben Fragen zum militärischen Einsatzgebiet, zu Verwundungen und zu herausragenden Kriegserfahrungen, wurde auch nach Motiven für die meist freiwillige Meldung zum Militärdienst gefragt.

Die Indianer kämpften praktisch an allen Fronten des 1. Weltkriegs, dienten in zahlreichen Einheiten und übten unterschiedliche Funktionen aus. Viele kamen an der Front in Frankreich zum Einsatz, manche verblieben in Reserveeinheiten und hatten keine Feindkontakte, andere leisteten ihren Kriegsdienst in der Heimat ab.

Als wichtiges Motiv, sich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden, spielten oftmals sogenannter "Patriotismus" sowie

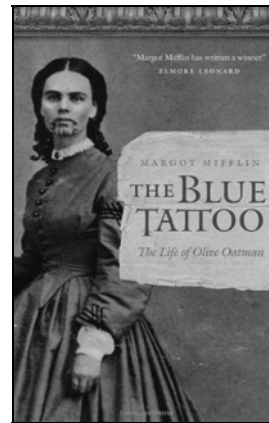
die Chance eine Rolle, in der indianischen Gemeinschaft einen Prestigegewinn erzielen zu können.

Neben statistischem Material finden sich im Buch zahlreiche kurze Erlebnisberichte über Fronteinsätze, erlittene Verwundungen sowie Erinnerungen an gefallene Kameraden. Es wird deutlich, dass sich die indianischen Armeemitglieder als gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft verstanden – für viele eine neue Lebenserfahrung.

Nach dem Krieg wurden die meisten der indianischen Militärangehörigen wieder in die gleiche Perspektivlosigkeit entlassen, aus der sie gekommen waren, und manche beklagten sich sogar, dass man ihnen die versprochenen Abfindungen vorenthalten hatte. Mehrheitlich zeigten sich die indianischen Kriegsteilnehmer mit ihren Erfahrungen jedoch zufrieden.

Die Sichtung und Aufarbeitung des alten, bisher unausgewerteten Materials ist die erste umfangreiche und fundierte Arbeit über die Zeit des 1. Weltkrieges aus indianischer Sicht.

RO



Margot Mifflin:
The Blue Tattoo. The Life of Olive Oatman.

Lincoln: University of Nebraska Press, 2009. 264 Seiten, gebunden, sw-Abbildungen, Fotos; € 19,99; ISBN 978-0-8032-1148-3 (in englischer Sprache)

Olive Oatman war die vielleicht bekannteste weiße Frau, die im 19. Jahrhundert von Indianern gefangen genommen wurde und mehrere Jahre unter ihnen lebte, bis sie schließlich in die "Zivilisation" zurückkehrte.

Sie war 13 Jahre alt, als ihre Familie 1851 nach Kalifornien auswandern wollte. Der einzeln fahrende Wagen wurde von Yavapai-Indianern überfallen, welche die meisten Familienangehörigen töteten und Olive und ihre kleinere Schwester entführten.

Die Schwestern wurden von den Yavapai ein Jahr später an die Mohave weiterverkauft, die Olive und ihre Schwester in den Stamm aufnahmen und in eine Häuptlingsfamilie integrierten. Sie scheint sich bei den Mohave wohlfühlt zu haben und sprach auch später stets gut von der ihr und ihrer Schwester widerfahrenen Behandlung. Vor dem Hintergrund zeitweise harter Lebensbedingungen starb ihre Schwester 1854 trotz guter Behandlung durch die Mohave. Der Aufenthalt einer Weißen unter den Indianern blieb nicht unbemerkt, und zwei Jahre später wurden die Mohave von Vertretern der US-Armee aufgefordert, Olive Oatman dem Militär zu übergeben.

Im vorliegenden Buch werden die Umstände der Gefangennahme und die Ereignisse während der Zeit ihres Aufenthaltes bei den Yavapai und Mohave anhand teilweise widersprüchlicher historischer Quellen untersucht und nachgezeichnet. Besondere Aufmerksamkeit gilt der Einbeziehung ins familiäre Leben bei den Mohave. Der Titel

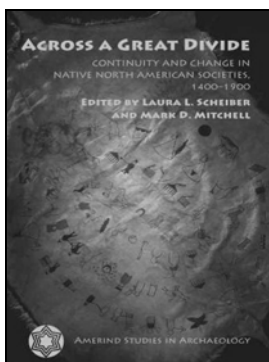


"The Blue Tattoo" bezieht sich auf die in jener Zeit erfolgte Gesichtstätowierung im Stil der Mohavefrauen. Es wird deutlich gemacht, dass diese Tätowierung kaum gegen ihren Willen erfolgt sein kann.

In dem kurz nach ihrer "Befreiung" von einem Ghostwriter verfassten Lebensbericht, der das historische Verständnis dieser Ereignisse maßgeblich geprägt hat, wurde die Beziehung zu den Mohave eher negativ geschildert; das mochte aber mit Rücksicht auf die Wiedereingliederung Olive Oatmans in die amerikanische Gesellschaft so formuliert worden sein. Sie erneuerte ihre fast vergessene Kenntnis des Englischen, passte sich wieder den Gewohnheiten der weißen Gesellschaft an und heiratete schließlich einen wohlhabenden Unternehmer.

Insgesamt zeichnet das vorliegende Buch ein völlig anderes Bild der Ereignisse, als bisher bekannt. Statt als Gefangene misshandelt und bedroht zu werden, war Olive Oatman vom Leben in ihrer indianischen Familie offenbar angetan, fühlte sich bei den Mohave wohl und zeigte wenig Interesse, sich "befreien" zu lassen. Ein ungewöhnlicher und lesenswerter Lebensbericht.

RO



Laura L. Scheiber; Mark D. Mitchell (Ed.):

Across a Great Divide. Continuity and Change in Native North American Societies, 1400–1900.

Tucson: The University of Arizona Press, 2010. 342 Seiten, gebunden; € 48,99; ISBN 978-0-8165-2871-4 (in englischer Sprache)

Inhalt des Buches ist die Untersuchung, wie durch die Kolonisation der von indianischen Stämmen bewohnten Gebiete deren Gesellschaft und Brauchtum beeinflusst und verändert wurde.

Es wird nachgewiesen, dass es sich hierbei nicht nur um Veränderungen handelte, die den indigenen Völkern von den Kolonisten einseitig aufgezwungen wurden, sondern dass seitens der Indianer eine oft bewusste und absichtliche Übernahme bestimmter Kulturgüter und Merkmale erfolgte.

Nach einer Einleitung, die einen grundsätzlichen Blick auf das Problem vermittelt, werden elf Fallstudien vorgestellt, die an ausgewählten Beispielen die meisten der nordamerikanischen Kulturareale repräsentieren. Diese Fallbeispiele behandeln unterschiedliche Zeiträume, umfassen jedoch stets auch die Phase des frühen europäischen Kontakts.

Die Untersuchung beginnt bei den Bewohnern der Apalachee-Region und schildert die schon lange vor der europäischen Kolonisation erfolgte Herausbildung von Häuptlingstümmern der Mississippi-Kultur. Es werden die Motive der Indianer herausgearbeitet, den Spaniern nach den zunächst kriegerischen Erfahrungen mit Narváez und de Soto friedliche Kontakte vorzuschlagen, indem sie Missionare einluden.

Es zeigt sich, dass die einheimische Elite in der Zeit der Missionierung an einer Zusammenarbeit mit den Spaniern interessiert war und gewisse äußerliche Merkmale wie spanische Namen und Titel, Elemente der Bekleidung und

Teile der Religion übernahm, weil daraus ein stammesinterner Prestigegewinn resultierte.

In praktischen Dingen, wie der Bauart der Häuser, der Wohnkultur und dem Keramikstil, blieben sie eher konservativ. Gleichzeitig produzierten sie unter Anwendung eigener Technologie, also ohne Töpferscheibe, europäisch aussehende Keramiken, die offenbar für den Verkauf bestimmt waren.

Der Einfluss der Missionare ließ sich aber nur in begrenztem Maße kontrollieren. So wirkte z.B. die Forderung der Missionare nach christlicher Bestattung der Konvertiten intensiv auf die indigenen religiösen Bräuche ein. Die Indianer des Südostens waren gleichzeitig aktive wie passive Akteure eines Kulturumbuchs, den sie zunächst bewusst zu steuern versuchten, der sich dann aber wenigstens teilweise ihrer Kontrolle entzog.

Leider wurde die Frage, wie der starke Bevölkerungsrückgang diese Bewegung von aktiver und bewusster Übernahme einzelner Merkmale hin zur passiven kulturellen Assimilierung beschleunigt hat, nicht in die Argumentation einbezogen.

Die weiteren Kapitel behandeln in vergleichbarer Tiefe den Einfluss von Kolonisten, Händlern und Einwanderern auf die indigenen Gesellschaften in anderen Regionen. Untersucht wird die Beziehung der Powhatan und Monacan zu den Kolonisten von Jamestown, das Auseinanderdriften der Lower und Upper Creek, die sich ändernden Beziehungen der Seneca zu ihren Nachbarn, die Situation der zentralen Algonkin im Illinois des 19. Jahrhunderts, der Kulturwandel der Shoshone in den Rocky Mountains und die europäische Beeinflussung der Pueblo und Navajo im Südwesten sowie der Bewohner des westlichen Alaska.

Alle Beispiele, in dieser Rezension nur anhand der Apalachee näher erläutert, machen das Interesse der indigenen Bevölkerung deutlich, sowohl materielles als auch ideelles Kulturgut von den Europäern bzw. Euro-Amerikanern zu übernehmen und in die eigene gesellschaftliche Verfassung einzubauen. Dies prägte und veränderte jedoch auch die inneren gesellschaftlichen Strukturen. Fremde Einflüsse werden lange vor der direkten Beeinflussung oder Beherrschung durch die Europäer deutlich.

Das Buch fördert durch seine differenzierte Sichtweise das Verständnis der frühkolonialen Beziehungen zwischen den europäischen Kolonisten und den indigenen Völkern. RO



Kerstin Groeper:

Die Feder folgt dem Wind.

Historischer Roman, Hohenthann: TraumFänger Verlag, 2010. ISBN 978-3-941485-03-7, 518 Seiten, Euro 24,50.

Ein mitunter ziemlich heikles Thema ist die Beziehung zwischen Indianern und weißen Frauen. Derartige Beziehungen gibt es schon sehr lange: aber während die indianische Seite mit dem Thema sehr offen umgeht, haben



gerade die weißen Amerikaner ein großes Problem damit. Viele Frauen, die im Grenzland von Indianern entführt worden waren, hatten nach ihrer Rückkehr in die sogenannte Zivilisation mit dem Stigma zu kämpfen, bei den "Wilden" gelebt zu haben. Und war es früher selbstverständlich, dass solche Beziehungen verteufelt wurden, so besteht heute das Problem der Mythisierung der Problematik, indem man sagt, den Frauen wurde nie Gewalt angetan, sie wurden zu nichts gezwungen. Doch dabei darf nicht übersehen werden, dass der Raub der Frauen eine Form von Sklaverei ist. In der römischen Mythologie als Raub der Sabinerinnen noch verklärt und dort von allen Frauen, zumindest in der Sage, akzeptiert, notierte man in Nordamerika keine einheitlichen Abläufe. Es gab immer wieder Frauen, die zurück in die "Zivilisation" flüchteten – es gab aber auch häufig Frauen, die ein Leben mit ihrem indianischen Mann dem bisherigen Leben bewusst vorzogen. Denn man darf nicht vergessen, dass alle von den Indianern geraubten Frauen einen Kulturschock erlebten: alles war anders. Die Sprache, die Religion, das alltägliche Leben.

In ihrem neuen Roman möchte Kerstin Groeper zeigen, wie dieses neue Leben sich entwickeln konnte. Dabei bedient sie sich einer wirkungsvollen Methode, indem sie abwechselnd ein Kapitel aus der Sicht des Mannes und eines aus der Sicht der Frau schreibt. Auf diese Weise gelingt es, die Gefühle und Gedanken beider Protagonisten überzeugend darzustellen. Und die Entscheidung, die beide am Ende treffen müssen, wird dadurch für den Leser sehr gut nachvollziehbar.

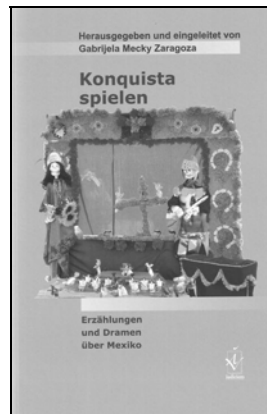
Der Roman bezieht sich auf tatsächliche Begebenheiten, die historisch nachgewiesen sind. So wird trotz aller prosaischen Fiktion deutlich, dass es sich hier um eine authentische Darstellung handelt, auch wenn die beiden Hauptfiguren des Romans nicht tatsächlich gelebt haben.

Dass sich die Autorin mit den vielen Facetten der Handlung vertraut gemacht hat, merkt man schon beim Lesen des ersten Kapitels, in dem die Überfahrt der deutschen Aussiedler nach Amerika beschrieben wird. Diese sehr realistische Darstellung wird auch auf den folgenden Seiten fortgesetzt.

Kleine Ungereimtheiten vermögen den Lesegenuss nicht zu trüben. Aber ein Lakota wird im Jahre 1865 sicher nicht daran denken, eine Frau "in seinem Bett zu wissen". Wird doch an anderer Stelle beschrieben, wie sich die Lakota in ihre Felle kuscheln. Andererseits klingt die Formulierung: "er will sie zwischen seinen Fellen wissen" auch ziemlich komisch, weshalb die Wahl der oben genannten Formulierung durch die Autorin durchaus verständlich wird. Und schon an dieser einen Formulierung zeigt sich, wie schwer es doch ist, für heutige Leser einen historischen Roman zu schreiben, in dem alle Fakten stimmen und der sich trotzdem gut liest und auch verstanden wird.

Detailreich und mit großer Sachkenntnis schildert die Autorin das Alltagsleben in einem Indianerlager. Dabei ist gerade die Aufteilung der Kapitel in die männliche und weibliche Sichtweise sehr interessant, denn gerade auf diese Weise gelingt es, das indianische Alltagsleben von Mann und Frau darzustellen.

MK



Gabrijela Mecky Zaragoza (Hg.):
**Konquista spielen.
Erzählungen und Dramen
über Mexiko.**

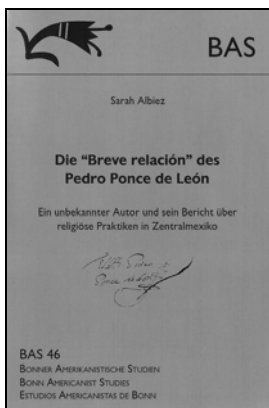
Iudicium Verlag GmbH München
2010, 518 S., ISBN: 978-3-86205-
003-1, 49.-€.

Die junge Literaturwissenschaftlerin hat eine brillante Analyse von einigen deutschsprachigen und damit in den deutschen Landen verbreiteten Beschreibungen eines wichtigen Schlüsselereignisses der mexikanischen Geschichte vorgelegt, die im 18. und 19. Jahrhundert entstanden sind. Sie sieht darin das literarische Spiel mit dem Eroberungsthema, das sie in den historischen Prozess der Wahrnehmung der Ereignisse zeitgleich zum Geschehen und auch danach im deutschsprachigen Raum hineinstellt. Sie charakterisiert diesen Prozess so: "Es sind Textwelten. Es sind Übersetzungsversuche. Es sind Deutungsspiele. Es sind Einheitsvisionen." Sie zeigt dann die deutschsprachige Mexiko-Rezeption der Frühzeit im Sinne historischer Bildnisse, sie nennt es "Berichte als Fabeln", deren Wahrheitsgehalt schon damals vielfach diskutiert wurde, beispielsweise in Francks "Weltbuch" 1534: "Seine Vorrede faßt einige Größen und Grenzen der Berichterstattung über neue Welten prägnant zusammen. Erstens: Das, was man weiß, ist nicht genug. Zweitens: Das, was man weiß, ist mit Vorsicht zu genießen. Und drittens: Das, was man nicht weiß, wird ergänzt." (Zaragoza: 25). Hinzu kommt, was sich bei vielen Berichterstatern eine Distanz findet: "Indem die Verfasser wiederholt darauf hinweisen, daß es sich bei ihrem Textmaterial um verdeutschte Auszüge aus Berichten und Briefen der Hauptleute handelt, wird dreierlei über ihre Konquista-Versionen ausgesagt: Erstens: sie sind einseitig: Es sind spanische Sichtweisen. Zweitens sie sind unvollständig: Es sind Auszüge. Und drittens: sie sind (potentiell) fehlerlastig: Es sind Übersetzungen." (Zaragoza: 26).

Sie muss feststellen, dass die von ihr gewählten vier, heute allgemein recht unbekannteren Werke unterschiedliche dichterische Freiheit und auch für das historische Ereignis verschiedene Stufen des Spiels von Fantasie und Annäherung an die Frage der historischen Wahrheit zeigen. "Indem deutsche Verfasser in ihren Konquista-Spielen Aspekte wahrer und erdichteter Historie durcheinanderwirbeln, verwandeln sie leblose Buchstaben in lebendige Zeitgemälde." (Zaragoza: 27). Die Literaturwissenschaftlerin geht von einer Einschätzung des Librettos des preußischen Königs Friedrich II. zur Oper "Montezuma" aus, die sie als ein Schlüsselwerk ansieht: "In Friedrichs Libretto zeichnen sich bereits einige Grundzüge ab, die für spätere Darstellungen der Konquista in der deutschen Literatur charakteristisch sind. Insgesamt gilt die Formel: Historie wird zum Stoff, zum Spiel, zum Spiegel." (Zaragoza: 28). Jedem heutigen Leser sei es dringend angeraten, die Einleitung gründlich zu lesen und eventuell nach dem Studium der Texte erneut dort nachzuschauen, damit man nicht eben

diesem Spiel der Fantasie erliegt, und zwar vor allem bei dem Roman von Carl Franz van der Velde "Die Eroberung von Mexiko. Ein historisch romantisches Gemälde aus dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts" (1820/24), von der Interpretin als Patchworkgemälde bezeichnet. Darin sind die Charaktere und Aktionen der als Helden und sogar als Überhelden stilisierten Spanier, vorrangig des Eroberers Hernán Cortés, in so eindrucksvoller Art präsentiert, dass man selbst heute verführt sein könnte, das entstehende Bild nicht mehr zu hinterfragen. Die Herausgeberin aber tut dies mit großer Akribie, und so ist die Einleitung mehr als ein Versuch, wie sie selbst es bezeichnet, und noch dazu ein Text, den man mit Vergnügen ob seiner sprachlichen Brillanz liest.

Außer dem Roman von Velde sind die interpretierten und wiedergegebenen Werke folgende: "Cortés" von Friedrich Wilhelm Zarariä (1765/66), als Epopée, als Geistermaschinerie charakterisiert, von August Klingmann "Ferdinand Cortez, oder: die Eroberung Mexikos. Historisches Drama in fünf Akten" (1808/1819), charakterisiert als Drama als Missionierungsprogramm, und Friedrich Schnake: "Montezuma. Historisches Schauspiel in fünf Akten" (1870), von der Interpretin als Drama als Menschheitskritik bezeichnet. Sie vermag zu zeigen, welche jeweilige Art des Spiels die Eroberung auf ganz besondere Weise charakterisiert, was sie als interessante Zwischenbemerkungen wie Zwischenüberschriften einflucht: "Die Konquista wird zum Heldengedicht. Die Konquista wird zum Geisterkampf. Die Konquista wird zur Vorurteilsgenese. Die Konquista wird zur Trennungsgeschichte. Die Konquista wird zum Bekehrungsidyll. Die Konquista wird zur Einigungsvision. Die Konquista wird zum Hühnchenspektakel. Die Konquista wird zum Zerstörungswerk. Die Konquista wird zur Stimmenvielfalt. Die Konquista wird zur Menschen-Menagerie. Die Konquista wird zum Rechtfertigungsakt. Die Konquista wird zur Mestizaje-Romanze. Die Konquista wird zum Rassenkampf. Die Konquista wird zur Kommunikationsmalaise. Die Konquista wird zur Anklageschrift. Die Konquista wird zur Bekehrungsfalle." Schon diese kurzen Charakteristiken müssen, denke ich, das Interesse wecken, sich dieser Interpretation der Widerspiegelungen der spanischen Eroberung Mexikos in der deutschsprachigen Literatur zuzuwenden. UTS



Sarah Albiez:
Die "Breve relación" des Pedro Ponce de León.
 Bonner Amerikanistische Studien 46,
 Aachen : Shaker Verlag 2009. ISBN
 978-3-8322-8141-0, 214 Seiten,
 1 CD-ROM, Euro 49,80.

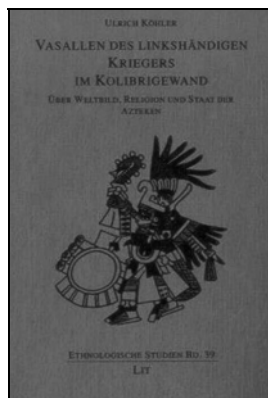
Die "Breve Relación de los dioses y ritos de la gentilidad" des Pedro Ponce de León ist eine der wenigen zeitgenössischen Quellen über das religiöse Leben im alten Mexiko.

In mühevoller Arbeit hat die Autorin nicht nur viele Umstände über das Leben des Autors herausgefunden, sondern ebenso über die Entstehungsgeschichte des historisch wertvollen Berichtes. So wurde Pedro Ponce de León Mitte der 1540er Jahre geboren, jedoch lässt sich schon sein Geburtsort nicht eindeutig bestimmen. Die "Breve relación" ist zu großen Teilen ein Erfahrungsbericht des Autors aus seiner Zeit als Priester. Seine Arbeit bestand in Nachforschungen über heidnische Riten und der Bestrafung der von der katholischen Kirche als schuldig Betrachteten.

Sarah Albiez bietet dem Leser eine sehr umfangreiche, quellenkritische Analyse des Inhalts der "Breve relación". Dadurch ist eine sehr differenzierte Sicht auf den Inhalt der häufig zitierten Quelle möglich. Es erwies sich für die "Relación" als vorteilhaft, dass Ponce die Sprache der Einheimischen beherrschte. Trotzdem gehen seine Darstellungen selten so weit, dass man seine Arbeit als eine ethnographische Arbeit bezeichnen könnte. Jedoch sind in ihr viele Fakten beschrieben, die sich anderswo kaum finden. Insofern ergibt sich durch die "Breve relación" ein deutliches Bild der Glaubensvorstellungen der indianischen Bevölkerung Zentralmexikos gegen Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts.

Eine beiliegende CD enthält Reproduktionen der Originalmanuskripte, die in einer PDF-Datei abgespeichert sind. Das Lesen der Dokumente dürfte jedoch den meisten Lesern schwer fallen, da es sich zumeist um die handschriftlichen Originale handelt.

Die Arbeit von Sarah Albiez ist sehr gut geeignet, sich mit den Tücken eines zeitgenössischen Berichts intensiv auseinander zu setzen. Schnell erkennt man, dass nicht alles Geschriebene die absolute Wahrheit enthält. Gerade auch in ihrer Darstellung über die Forschungen zur Identität des Autors beweist Albiez kriminalistisches Geschick und macht dem Leser deutlich, dass Historiker und Ethnologen mehr tun (müssen), als alte Texte zu lesen. MK



Ulrich Köhler:
Vasallen des linkshändigen Kriegers im Kolibrigewand. Über Weltbild, Religion und Staat der Azteken.

Ethnologische Studien Bd. 39, Lit
 Verlag Dr. W. Hopf Berlin 2009, ISBN
 978-3-8258-1638-4. 280 S., 45
 Abb., 6 Karten

Der Lit-Verlag hat sich darum verdient gemacht, die von dem Freiburger Altamerikanisten Ulrich Köhler im Laufe der Jahrzehnte an gängigen, von ihm als falsch erkannten oder definierten Theorien zu den Azteken, vorrangig zu deren Religion und Weltbild, in einem geschlossenen Band vorzulegen. Köhler hat die einzelnen, in unterschiedlichen Zeitschriften und Sammelbänden veröffentlichten Beiträge in den ursprünglichen Sprachen belassen und mit neuesten, ergänzenden Bemerkungen in deutscher Sprache versehen. So begegnet der Leser einer Zusammenstellung von in deutscher, englischer, spanischer

und in einem Fall französischer Sprache abgefassten Beiträgen. Studenten der Altamerikanistik und amerikanistischen Ethnologie ist dies zumutbar, meint Köhler, sicher aber auch manchem anderen Leser. An den hier zusammengestellten Darlegungen wird deutlich, wie viel Spürsinn ein Ethnohistoriker und Ethnologe benötigt, wie spannend es ist, Hypothesen und postulierte Meinungen kritisch zu hinterfragen und aus der Durchsicht einer Fülle an sich bekannter Dokumente und ihrer Interpretationen neue Theorien zu entwickeln oder alte, wenig beachtete wieder in die Diskussion zu bringen. Köhler hat sich solcher Detektivarbeit in der Mesoamerikanistik mit Elan und kritischer Konsequenz unterzogen. Wichtige Themen sind dabei beispielweise der "Linkshändige Kolibri" Huitzilopochtli, wohl erst Stammesführer und dann Stammesgott, oder der sogenannte "Sonnenstein" ohne Sonnengott. Dass auch Köhler nicht frei ist von der Gefahr, aus vorgeprägter christlich-europäischer Sicht "moralisches Verhalten" der Indigenen zu diskutieren, lässt sich bei der Einschätzung der Azteken erkennen: "Die aztekische Religion und ihre Institutionen besaßen mithin kaum Möglichkeiten zur Durchsetzung moralischer Grundwerte, denn weder durch eine Belohnung im Himmel, noch Drohung mit der Hölle bzw. der Aussicht auf ein gutes oder schlechtes Karma konnte auf die Lebensführung der Menschen eingewirkt werden." (S. 18). Ging dies nicht auch auf andere Weise? - gewiss, wie aus den aztekischen Texten zu den guten und schlechten Menschen verschiedener Tätigkeitsbereiche oder sozialer Positionen bekannt ist.

Köhlers Darlegungen sind nichtsdestoweniger ein wichtiger Meilenstein in der Interpretation mesoamerikanischer Phänomene, in gewisser Weise eine Bilanz der Theorienentwicklung des 20. Jh. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass er Ansätze zu weiterer Diskussion in den nachfolgenden Generationen von Mesoamerikanisten bietet. Nicht alles etwa ist mit seinen Ausführungen nun unumstößlich geklärt, was Köhler selbst gewiss auch nicht für sich beansprucht. Auch er kommt nicht ohne Axiome aus, die von anderer Seite bereits infrage gestellt worden sind, so beispielsweise bei der Meinung, dass die Azteken weit aus dem Nordwesten in das zentralmexikanische Hochtal eingewandert seien. Und da ist man auch gleich bei dem Begriff "Azteken", wie Köhler ihn benutzt. Köhler versteht unter den Azteken die Bewohner von Tenochtitlan sowie ihre Vorfahren. Dies führt er aber leider explizit nur in einem Beitrag am Ende des Buches an, wo er deutlich von den "Mexica oder Azteken" (S. 230) handelt. Sonst spricht er durchgängig von den "Azteken und ihren Nachbarn". Man kann gewiss einen engeren oder erweiterten Begriff "Azteken" benutzen, wie er sich besonders im deutschen Sprachgebrauch verbreitet hat. Jedoch geben die herangezogenen Quellen keineswegs immer nur Informationen über Kultur und Lebensweise der Mexica wieder, sondern sind Darstellungen der "Nachbarn", der anderen ethnischen oder soziopolitischen Gruppen im zentralmexikanischen Hochtal. Sie werden zu einem Gesamtbild verdichtet, das die Gruppen /Völker "aztekischer Sprache und Kultur" reflektiert. Aussagen auch zu Religion und Weltbild greifen dementsprechend weiter als die politische Geschichte der Azteken=Mexica=Tenochca.

Der Titel des Buches spricht von den Vasallen des Huitzilopochtli, ohne dass dieser Begriff irgendwo in dem

Buch noch einmal aufgegriffen und erläutert würde. Anders ist es mit dem Begriff des Azteken-Reiches. Köhler interessiert sich für die Fragen der Staatsentstehung. Er vermag sich von dem aus der Alten Welt übertragenen Begriff des Reiches nicht zu lösen, obwohl er selbst bei seinen Erläuterungen zu Fragen der Entstehung und der Zerschlagung des aztekischen Staates als eines Dreibundes von Stadtstaaten mit einer auf kriegerischer Expansion aufbauenden, weit reichenden Tributherrschaft über das mittlere und südöstliche Mexiko feststellen muss, dass eben ein in sich gefestigtes, ein konsolidiertes Reich nicht existiert hat. Wir sind bei der Beschreibung der Erscheinungen und Prozesse in fernen Weltgegenden und Zeiten immer auf unser Vokabular angewiesen, deshalb aber müssen wir es um so bedachtsamer einsetzen.

Köhlers Buch über Weltbild, Religion und Staat der Azteken, über deren viele Himmel und Unterwelten, über Feuer und Licht, Gestirne und beispielsweise ihre Sicht auf die Nachbarvölker und die fremden spanischen Eroberer ist ein Geschenk für die Studenten des Faches Altamerikanistik, können sie doch darin nachlesen, wie intensiv immer wieder der Kampf um neue Erkenntnisse geführt werden kann und sollte. Und allen anderen Lesern wird klar, dass man nicht alles einfach so hinnehmen muss, was als Hypothese existiert, aber als Wahrheit verkündet wird. Dafür sei Köhler herzlich gedankt!

UTS



Torben Ehlers:

**Der Aufstand der Zapatisten.
Die Widerspenstige Schnecke
im Spiegel der Bewegungsforschung.**

Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag; Reihe: Sozialwissenschaften, Bd. 24; Tectum Verlag Marburg, 2009. ISBN 978-3-8288-2104-0, 242 Seiten, ca. Euro 34,90.

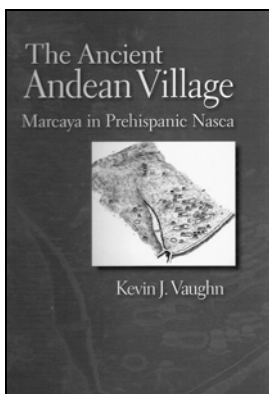
16 Jahre nach dem Aufstand der zapatistischen Guerilla EZLN in Mexiko legt Torben Ehlers eine fundierte Analyse der Geschichte dieser Bewegung vor. Es geht ihm aber nicht nur um ein tiefes Verständnis der mexikanischen Verhältnisse, sondern auch um eine Analyse der methodischen Werkzeuge der Sozialwissenschaften, mit denen ein solches Verständnis erlangt werden kann. Das Buch ist daher in zwei Teile gegliedert: Im ersten Teil widmet sich der Autor den geographischen und soziostrukturellen Besonderheiten von Chiapas und der Geschichte des Widerstands. Im zweiten Teil stellt Ehlers vier Ansätze der Bewegungsforschung vor, diskutiert ihre Vor- und Nachteile und bezieht sie schließlich auf die EZLN.

Im ersten Teil entfaltet der Autor die komplexe Geschichte Mexikos im Rahmen der weltweiten kapitalistischen Veränderungen, beginnend bei der mexikanischen Revolution von 1910. Hauptaugenmerk bleibt dabei die Entwicklung oppositioneller Gruppen, seien es die maoistischen oder marxistisch-leninistischen (Guerilla)-Gruppen oder auch der indigene Protest, wie er sich 1974 auf dem Kongress von San Cristóbal äußerte. Ganz nebenbei gelingt es Ehlers, die fremde Welt der

Chiapaneken lebendig werden zu lassen. Der Autor bereitet seiner Leserschaft ein enormes, sehr lesenswertes Fundament an Informationen und Kontexten.

Im zweiten Teil klopft Ehlers sowohl die Theorien des "neuen sozialen Bewegungsparadigmas" (NSB) und des Ressourcenmobilisierungsansatzes (RMT), beides sehr individualistische ausgeprägte Ansätze, als auch das "Framing Konzept" und die "Cultural Studies" daraufhin ab, was sie für das Verständnis der zapatistischen Bewegung beitragen können. Seine Stärke liegt in diesem Kapitel darin, die so unversöhnlich erscheinenden Ansätze nüchtern zu betrachten. So findet er selbst in den auf europäische und amerikanische Bürgerbewegungen ausgerichteten Ansätzen von NSB und RMT interessante Werkzeuge für die Untersuchung bestimmter Fragen. Auch wenn dieser Teil manchmal etwas akademisch erscheint: Es lohnt sich, ihn durchzuarbeiten. Nicht nur in Bezug auf die Zapatisten bekommt man Anregungen, auch für die Reflexion der eigenen politischen Praxis sind Ehlers Ausführungen überaus wertvoll.

AG



Kevin J. Vaughn:
**The Ancient Andean Village.
 Marcaya in Prehispanic
 Nasca.**

Tucson: The University of Arizona Press, 2009. ISBN 978-0-8165-2706-9, 210 Seiten, Abbildungen, Euro 48,99.

(in englischer Sprache)

Kevin J. Vaughn, Associate Professor für Anthropologie an der Purdue University, erforscht seit mehr als zehn Jahren die Nasca-Kultur. Im vorliegenden Buch will er die Geschichte der Nasca-Kultur aus der Perspektive eines kleinen Dorfes darstellen. Dieser Ansatz ist zwar recht ungewöhnlich, jedoch äußerst interessant und – so viel sei vorab schon verraten: er ist gelungen.

Werden ansonsten oft die weltberühmten Geoglyphen von Nasca in den Vordergrund gerückt, sobald es um die Darstellung der Nasca-Kultur geht, wird hier das Dorf als kleinste Einheit (nach der Familie) in den Mittelpunkt gestellt. Dabei untersucht der Autor "sein" Dorf unter drei Aspekten: Macht und Ungleichheit, ökonomische Organisation und Ideologie/Rituale.

In einem einleitenden Kapitel stellt der Autor seine Ansichten zu den sogenannten "middle-range societies" (eine moderne Begriffsvariante für den ursprünglich verbreiteten Begriff der chiefdoms) vor. Danach folgt ein Abriss zur Geschichte der Nasca-Kultur. Dabei stellt Vaughn die Frage, wo bei aller Betrachtung der Geoglyphen und des Zeremonialzentrums Cahuachi die eigentlichen Kulturträger, die Menschen von Nasca, bleiben. So wurde in den letzten Jahren vieles untersucht und herausgefunden, aber über das eigentliche alltägliche Leben der Menschen der Nasca-Kultur ist bisher sehr wenig bekannt. Zwar gibt es Ausgrabungen von Reindel und Isla Cuadrado (2001) in Los Molinos, wo auch eine bedeutende Bestattung gefunden wurde. Aber es

gab in der frühen Nasca-Zeit etwa 500 Siedlungsplätze in der Region. Und die Unterschiede zwischen diesen wurden noch nicht untersucht. Bisherige Ausgrabungen seien nur unbefriedigend, weil die Fundorte oft schon viel zu zerstört waren.

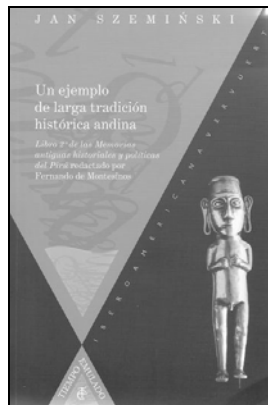
Die von Vaughn untersuchte Ortschaft Marcaya liegt am Fuße der Anden am Fluss Tierras Blancas im südlichen Bereich der Region. Der Fluss selbst ist nur ein bis zwei Wochen im Jahr wasserführend.

Die Ausgrabungen ergaben eine Struktur von Haushalten, die sich jeweils um einen Hof gruppierten. Dabei gab es häufig nur ein Haus, teilweise aber auch mehrere Häuser pro Hof. Ein kommunaler Zeremonialplatz ließ sich dagegen nicht nachweisen. Dafür fanden sich bei den Ausgrabungen viele Vorratsgruben, collomas genannt, deren Inhalte den Archäologen viele Informationen lieferten. Radiokarbon-datierungen ergaben eine Besiedlungszeit zwischen 370 bis 420 n.Chr. Die Häuser besaßen eine runde Form und teilweise sogar einzelne Zimmer, häufiger jedoch nur einen Raum.

Obwohl zahlreiche Keramiken gefunden wurden, konnte doch kein einziger Brennofen lokalisiert werden. Das lässt vermuten, dass die Keramiken nicht vor Ort gefertigt wurden, weshalb eine zentrale Produktion an einem anderen Ort anzunehmen ist. Dagegen konnte eine Textilherstellung in den einzelnen Haushalten nachgewiesen werden. Ebenso fanden sich Anzeichen für die Produktion von Steinwerkzeugen, wobei das Material aus einem Steinbruch in 98 Kilometer Entfernung von Marcaya stammt.

Der Ort lag auf einer Anhöhe, so konnten die fruchtbaren Talregionen für den Anbau verschiedener Früchte genutzt werden: Mais, Bohnen, Erdnüsse, Süßkartoffeln. Dazu gab es Fleisch von Kameliden (Lamas) und Schalentiere aus dem Meer.

Im Vergleich mit seinen Ausgrabungen zieht Vaughn auch Schlüsse zur Situation von Cahuachi, das eigentlich als unbewohntes Zeremonialzentrum angesehen wird. Nach Ansicht von Vaughn muss diese Theorie aber korrigiert werden. Seine entsprechenden Erläuterungen dazu sind gut nachvollziehbar und werden die Diskussion um die Bedeutung Cahuachis und die Entwicklung der Nasca-Kultur beleben. Die Idee, eine kleine Ortschaft zu untersuchen, um einen Kontext zur gesamtgesellschaftlichen Entwicklung in der Nasca-Kultur herzustellen, ist auf jeden Fall gut gewesen und hat viele neue Fakten in die Diskussion um die Genese der Nasca-Kultur gebracht. Und diese Untersuchung dürfte ein Beispiel für weitere derartige Forschungen sein. MK



Jan Szeminski:
**Un ejemplo de larga tradición
 histórica andina. Libro
 segundo de las Memorias
 antiguas historiales y
 políticas del Perú, redactado
 por Fernando de Montesinos.**

Madrid : Iberoamericana, 2009. ISBN 978-84-8489-385-1 und Frankfurt am Main : Vervuert, 2009. ISBN 978-3-86527-528-8. 466 Seiten, Euro 36,00; (in spanischer Sprache)

Für die Geschichte der Inka und ihrer Vorgängerkulturen gibt es keine schriftlichen Quellen. Aus mündlichen Überlieferungen konnten jedoch im Zeitraum nach der spanischen Konquista einige Informationen zusammengetragen werden, die dann in der spanischen Sprache, der Sprache der Eroberer, aufgezeichnet wurden. Neben den bekannten Chroniken des Guamán Poma de Ayala oder Garcilaso de la Vega ist auch Fernando de Montesinos mit seinen "Memorias antiguas historiales y políticas del Pirú" eine häufig genutzte Quelle zur Geschichte der Inka.

Szeminski, der sich seit Jahren mit der mündlichen Überlieferung als historischer Quelle befasst, untersucht den zweiten Teil des Buches, der eine Liste von 100 Herrschern Perus enthält. Dazu erschien bereits 1999 eine Untersuchung von Hiltunen, jedoch wendet Szeminski eine andere Methode an. Er untersuchte das Originalmanuskript, das in der Universitätsbibliothek von Sevilla aufbewahrt wird, dort 1644 archiviert wurde und handschriftliche Anmerkungen des Autors enthält. Dabei stellte Szeminski unterschiedliche Schreibweisen indianischer Namen und Begriffe fest, die anscheinend beim Kopieren des Originalmanuskripts entstanden. Da im Text die Arbeit von Garcilaso de la Vega erwähnt wird, muss das Manuskript auf eine Zeit nach 1609 datiert werden. Szeminski konnte feststellen, dass ein Schreiber, der das Manuskript bearbeitet hatte, keine oder wenig Kenntnisse der Quechua-Sprache hatte und daher viele Fehler ins Manuskript einarbeitete.

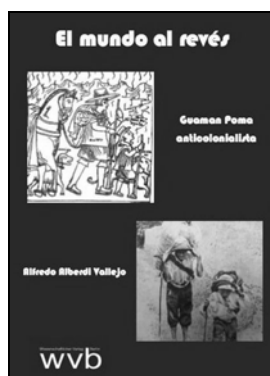
Szeminski offeriert eine kommentierte Version des Originaltextes und gibt dem Leser so einen tiefen Einblick in die Entstehungsweise eines derartigen Manuskripts. Von daher ist dieses Buch für alle, die sich mit historischen Quellen befassen, eine sehr hilfreiche und anschauliche Lektüre.

Ebenso legt Szeminski eine kommentierte Liste der Inka-Herrscher vor und zeigt, wo es durch Fehler des/der Kopisten zu einer "Neuschaffung" von Inka-Herrschern kam, die es nie gegeben hat.

Nach der Untersuchung weiterer inhaltlicher Aspekte kommt der Autor zu dem Schluss, dass Montesinos nur der letzte Redakteur eines Manuskripts war, das ein unbekannter Autor nach 1610 in Quito verfasst hat. Dieser hat dann nach Erscheinen des Werkes von Garcilaso de la Vega sein Manuskript überarbeitet.

Das Buch macht sehr deutlich, wie aufmerksam wir alte Quellen zu lesen haben und dass es immer besser ist, sich weitere, vergleichende Informationen zu besorgen. Nicht immer sind die Aussagen in den Chroniken grundsätzlich falsch – aber sie sind auch nicht immer grundsätzlich richtig.

MK



Alfredo Alberdi Vallejo:
El mundo al revés. Guaman Poma anticolonialista.
 Wissenschaftlicher Verlag Berlin
 2010. 521 S., 91 Abb., € 69,00; (in spanischer Sprache)

Der Titel des Buches lautet, ins Deutsche übertragen, "Verkehrte Welt". Mit diesem Begriff hat man unter anderem die mythischen Vorstellungen der Indigenen Perus bezeichnet, die uns aus den vorkolonialen Kulturen durch archäologische Zeugnisse bemalter Wände und Keramiken bekannt geworden sind. Der Autor vermag auch Abbildungen dafür aus der spanischen Kolonialzeit beizubringen. Es handelt sich vor allem um die Vorstellung, dass sich die Gegenstände, welche die Menschen geschaffen und genutzt hatten – beispielsweise Werkzeuge und Waffen –, ebenso wie die Tiere gegen die Herrschaft der Menschen auflehnen, gegen sie mit Gewalt vorgingen, sie verfolgten und schlugen – eben die Umkehrung der Verhältnisse, die Revolte gegen die bestehende Macht, die "verkehrte Welt".

Der Bezug zu diesem Mythos dient dem Autor dazu, den Chronisten des 17. Jahrhunderts, den Quechua-Indianer (Felipe) Guaman Poma (de Ayala), als "anticolonialista", als einen Vorkämpfer einer Gesellschaft gleichberechtigter Menschen aller damals bekannten vier Kontinente ohne koloniale Ausbeutung und Unterdrückung zu charakterisieren.

Der Leser kann aber auch als "verkehrte Welt" die Negation der vorspanischen peruanischen Welt durch die Kolonialgesellschaft verstehen und schließlich die Vision des Quechua-Chronisten von einer Aufhebung der damals existierenden Verhältnisse.

Der Autor hat jahrelange intensive Archivstudien betrieben, um Dokumente erschließen zu können, welche die Darstellungen und Aussagen von Guaman Poma stützen oder infrage stellen könnten. Er vermag auf viele publizierte eigene Vorarbeiten für dieses Buch zu verweisen. Er spürt dem nach, wie Guaman Poma so genaue Angaben über die Indigenen in der Kolonialgesellschaft machen konnte. Kenntnisse dazu hatte er wegen seiner Tätigkeit als "lengua", wörtlich "Zunge" = Dolmetscher für einige Kolonialbeamte gewinnen können. Der Autor widmet sich vorrangig der Frage des Personenkreises der Verwandten und Freunde, um zu klären, warum Guaman Poma offensichtlich in seinen Berichten eine systematische Verschleierungspolitik angewandt hat. Er wollte und musste diese Menschen vor der Verfolgung durch koloniale Behörden schützen. Als Ergebnis der vorgelegten Studien wird sichtbar, dass der Quechua-Chronist bedeutend mehr Persönliches in sein Opus eingebracht hat, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Der Autor nimmt in dem vorliegenden Buch den Leser quasi mit auf die Spurensuche und lässt ihn erkennen, wie schwierig es gewesen ist, aussagekräftiges Material zu finden. Deutlich wird sein wahrhaft kriminalistischer Spürsinn. Er lässt den Leser auch in gewisser Weise miterleben, welche Recherchen nur unsichere oder negative Ergebnisse erzielt haben, indem er auch diese alten kolonialzeitlichen Dokumente veröffentlicht, obwohl sie wegen ihres Inhaltes letztlich für die Einschätzung der Persönlichkeit von Guaman Poma irrelevant sind. Bei ungeklärten Problemen listet er zudem die Fragen auf, die vielleicht bei weiterer Forschung gemäß neu erschlossener Quellen beantwortet werden könnten.

Der Autor lässt den Leser insgesamt bei vielen seiner Interpretationen förmlich zuschauen, was es Letzterem aber auch ermöglicht zu begreifen, dass Vieles nur Spekulation ist, dass manche Aussage nur sehr vage ist. Der Autor ist vorsichtig genug, durch konjunktivische Formulierungen dies

erkennen zu lassen, denn er muss neben kolonialzeitlichen Dokumenten als Zeugen auch die Ortsnamen heranziehen, da es bekanntlich aus der prähistorischen Zeit des alten Peru bis einschließlich Inka-Zeit keine schriftlichen Selbstzeugnisse der autochthonen Kulturen gibt. Nur aus solchen aber könnte man mit einiger Bestimmtheit herausfiltern, welchen familiären und ethnischen Ursprung sowie soziale Position Guaman Poma, der untersuchte Chronist des 17. Jahrhunderts, gehabt hat, da er selber dazu sehr ungenaue Angaben machte.

Zugute kommen dem Autor seine Lokalkenntnisse der Region des einstigen Huamanga (heute Ayacucho), wo Guaman Poma durch interethnische Konflikte, die um Landbesitz entbrannten dazu getrieben wurde, seine Kenntnisse und Erfahrungen aufzuzeichnen und niederzuschreiben. So entstand das berühmte, mit rund 400 Federzeichnungen versehene Manuskript der "Nueva Corónica y Buen Gobierno" (= der "Neuen Chronik und guten Regierung"), in dem der Quechua-Chronist beschreibt und bewertet, was ihn persönlich betraf und zu seiner gesellschaftlichen Utopie bewog. Bei der Interpretation von Guaman Poma's Texten kamen dem Autor nicht nur seine Lokalkennntnis, sondern vor allem auch seine Fähigkeit zu Gute, die das in spanischer Sprache verfasste Manuskript durchziehenden -Begriffe und Texteschübe in der lokalen Variante der indigenen Quechua-Sprache einer profunden Analyse zu unterziehen. Er vermag im Einzelnen aufzuzeigen, dass Guaman Poma vor allem zum Schutz seiner Verwandten und Freunde vor kolonialer Willkür Verschleierungen der wahren Namen und zum Teil auch der genauen Zusammenhänge vorgenommen und mit Anagrammen und Kryptogrammen gearbeitet hat. Anhand der detaillierten Textinterpretationen vermag der Autor genügend Argumente gegen die apokryphen Materialien vorzubringen, mittels derer vor Jahren seitens italienischer Wissenschaftler versucht worden ist, die Existenz des Quechua-Chronisten zu leugnen und zu behaupten, das berühmte Manuskript sei als eines des Jesuiten-Paters Blas Valera zu charakterisieren. Es sind eindeutig die indigene Sicht des Quechua-Chronisten und seine antkolonialen Visionen, die gegen die jesuitische Autorschaft sprechen. Daran lässt das vorliegende Buch nun keinen Zweifel mehr. Was vielen Betrachtern und Wissenschaftlern vom Gesamteindruck des Werkes her schon klar war, hat der Autor nun vor allem auch mittels der Analysen der Quechua-Textstellen zu beweisen gewusst. Das schließt nicht aus, dass manche Frage unbeantwortet geblieben ist, manche Textstelle noch nicht völlig erschlossen werden konnte und die Suche nach bisher unveröffentlichten oder ganz unbekanntem kolonialzeitlichen Dokumenten zwecks Querweisen weitergehen muss.

Nichts desto weniger ist es dem Autor mittels akribischer Studien gelungen, eine überzeugende Interpretation vor allem der Person des Guaman Poma und seiner in der berühmten Bilder-Chronik vertretenen Ansichten und Motive vorzulegen.

Ob Guaman Poma wirklich als ein so bedeutender Visionär anzusprechen ist, dessen Vorstellungen vom Zusammenleben der Menschen über ethnische und soziale Grenzen hinaus seiner Zeit weit voraus waren, bleibt eine Ermessensfrage. Dagegen steht außer Frage, dass seine Federzeichnungen ihn als einen außerordentlichen Künstler

erkennen lassen, der sich engagierte, dessen Bildsprache, verbunden mit einer harten Kritik an den zeitgenössischen Zuständen, sehr deutlich war. Das vorliegende Buch sollte animieren, die Bilderchronik wieder einmal intensiv zu betrachten.

Ob der Autor allerdings mit seiner Meinung Recht hat, dass Guaman Poma sich mit seinem Werk an seine indigenen "Mitkämpfer" gewandt und es nicht dem spanischen König zugedacht habe, bleibt fraglich. Denn Guaman Poma vermochte in seinem Gesellschaftsmodell nur den spanischen König als weltliches Oberhaupt über vier Könige der vier Kontinente zu begreifen, wie der Autor selbst auch feststellen muss. Dann war es nur richtig, das Manuskript dem spanischen König übersenden zu wollen, wie aus dem beigefügten dezidierenden Brief herauszulesen ist.

Für die vorliegende Arbeit mit vielen detaillierten Analysen sei dem Autor gedankt, erschließt sich dadurch doch die alte peruanische Chronik auf ganz neue Art. UTS



**Thomas E. Skidmore:
Brazil. Five Centuries of
Change.**

New York, Oxford: Oxford University Press, 2010. ISBN 978-0-19-537455-1, 286 Seiten, mit Abbildungen und Karten, Paperback, Euro 29,99
(in englischer Sprache)

Thomas E. Skidmore, Professor Emeritus an der renommierten Brown University in Providence, Rhode Island, legt mit diesem Buch die überarbeitete Fassung seiner 1999 erschienenen Geschichte Brasiliens vor. Auch wenn es derzeit eine regelrechte Welle von historischen Werken gibt, deren Hauptinhalt eine globalisierte Präsentation der Geschichte ist, hat eine Nationalgeschichte immer noch ihre Berechtigung. Denn was nützen alle Globalisierungsideen ohne die historischen Grundlagen der nationalen Entwicklungen? Und eine Nationalgeschichte, die sich den Globalisierungsideen nicht verschließt, kombiniert beide Richtungen.

Skidmore verzichtet bei seiner Darstellung der brasilianischen Geschichte auf die jahrtausendealte Geschichte der Ureinwohner Brasiliens. Darüber kann man geteilter Meinung sein. Die Geschichte des Staates Brasilien beginnt natürlich im engeren Sinne erst mit den Entdeckungsfahrten der Portugiesen. Aber Skidmore hätte durchaus darauf eingehen können, welche lange und wechselvolle Geschichte die Indianer Brasiliens bereits hinter sich hatten, als das von ihnen bewohnte Territorium plötzlich unter portugiesische Herrschaft fiel.

Dafür fügt der Verfasser in der Neuauflage ein extra Kapitel ein und beschreibt darin das Leben der Menschen in Brasilien, wobei er sowohl auf die Ureinwohner als auch auf neue Bewohner der Kolonie eingeht. Eine große Rolle spielt in dieser Darstellung natürlich die Sklaverei.

Die Darstellung der brasilianischen Geschichte ist in diesem Buch ziemlich kompakt, Skidmore verzichtet auf ausführliche Erläuterungen, zieht jedoch einen gut lesbaren

Faden vom Zeitraum der portugiesischen Monarchie (1808), der Unabhängigkeit 1822 bis hin zum gegenwärtigen Präsidenten Lula. Dabei beschränkt sich der Autor nicht nur auf die politische Geschichte, sondern er zeigt auch soziale und kulturelle Eigenheiten Brasiliens auf. So befasst er sich unter anderem mit der Bewertung der Militärregierungen und den Ursachen für den ökonomischen Kollaps des Landes im vorigen Jahrhundert.

Ein aktualisiertes Literaturverzeichnis bietet die Möglichkeit, sich intensiver mit der Entwicklung eines der größten Länder der Erde zu befassen. *MK*

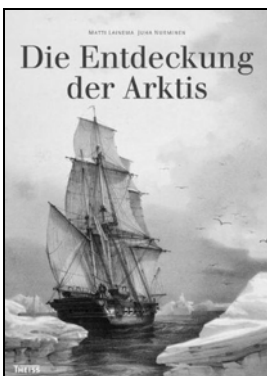


Antonio Dal Masetto:

Als wärs ein fremdes Land.

Zürich: Rotpunktverlag, 2009. Roman, ISBN 978-3-85869-414-0, 294 Seiten, Euro 21,50.

Antonio Dal Masetto hat sich vor allem mit dem Roman "Unten sind ein paar Typen" einen Namen gemacht. Auch "Als wärs ein fremdes Land" spielt in Argentinien – eigentlich. Dabei reist die Heldin des Romans zurück in ihre alte Heimat, aus der sie vor fast 50 Jahren den weiten Weg nach Argentinien angetreten hat. Der Roman, der bereits 1994 in Argentinien veröffentlicht wurde, gilt in Argentinien als ein Schlüsselroman für das Thema Migration. Argentinien besitzt einen großen Anteil an italienischstämmiger Bevölkerung. Das ist auch der Ausgangspunkt für den Roman. Immerhin spielt die Handlung vor allem in Italien, wo die Protagonistin des Romans ihre alte Heimat besucht. Dabei setzt sie sich mit ihren familiären und kulturellen Wurzeln auseinander. Der Roman lebt nicht von einer spannenden Story, sondern von einer lebendigen Schilderung. So bringt die Reise zum Lago Maggiore nicht nur der Romanheldin viele neue Erkenntnisse, sondern ebenso den Lesern des Romans. *MK*



Matti Lainema / Juha Nurminen:

Die Entdeckung der Arktis.

Stuttgart: Theiss, 2010. 352 Seiten, ca. 270 farbige Abbildungen, ISBN 978-3-8062-2318-7, Einführungspreis bis 31.12.2010 Euro 49,90, danach Euro 59,90.

Dieser großformatige Band erzählt die Geschichte der Arktisexpeditionen, beginnend bei Pytheas, dem griechischen Reisenden der Antike, bis hin in die Gegenwart. Dabei präsentieren sich dem Leser auf über 350 Seiten eine Vielzahl von historischen und modernen Karten sowie Ab-

bildungen von Sammlungen aus Museen, Archiven und Privatsammlungen.

Die thematische Zusammenstellung von zum Teil bisher unveröffentlichten Karten macht die Darstellung besonders aufschlussreich. Die Darstellung reicht von Pytheas über die Wikinger, Barents, Bering bis zu Franklin; man erfährt Interessantes über Thule, Grönland und Neufundland. Die Bewohner der Arktis, die Inuit werden ausführlich vorgestellt.

Dank der ausgesprochen gut ausgewählten Abbildungen wird die Präsentation für jeden Leser sehr anschaulich. Insgesamt bietet der Band nicht nur ein großes Informationspotenzial, sondern auch ein visuelles Vergnügen.

Eine Literaturliste erlaubt die weitergehende Beschäftigung mit speziellen Themen. Ein Namensregister ermöglicht die gezielte Suche im umfangreichen Textteil. *MK*



Werner Rutishauser (Hrsg.):

Mit fremden Federn. Antike Vogeldarstellungen und ihre Symbolik.

Eine Ausstellung des Museums zu Allerheiligen Schaffhausen, München: Hirmer, 2010. ISBN 978-3-7774-2351-7, 220 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Euro 37,50.

Seit 28. März und noch bis zum 24. Oktober 2010 zeigt das Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen die Ausstellung "Mit fremden Federn – Antike Vogeldarstellungen und ihre Symbolik". Anlässlich der Ausstellung erschien im Münchner Hirmer-Verlag ein Katalog, der mit erläuternden Texten und zahlreichen Abbildungen, inklusive eines umfangreichen Katalogteils von fast 90 Seiten, die Thematik der Vögel beleuchtet. Die Exponate stammen aus der Sammlung Ebnöther und zeigen Artefakte aus Mittel- und Südamerika sowie aus dem Mittelmeerraum und Vorderasien.

Die Aufsätze behandeln unter anderem mit Federn geschmückte Gewänder aus Peru, Federkopfsputz bei den Jama Coaque (Ecuador), Mythologien aus dem Alten Orient, Pfeifgefäße aus Altperu, Vogelkrieger der Moche-Kultur und Mythos und Symbolik der Eule.

Der Katalog zeigt eine umfangreiche Sammlung von Federarbeiten, Musikinstrumenten, Keramiken oder Schmuck. Und immer stehen dabei Vögel im Mittelpunkt.

Ausstellung und Katalog wollen zeigen, welches Verhältnis die Menschen der frühen Kulturen zu Vögeln hatten. Es war nicht nur die einfache Prunksucht, für die sich der Mensch seine Vorbilder im Reich der Vögel geholt hat: Vögel und Menschen verbindet noch mehr. Der sehr gediegen gestaltete Katalog belegt dies beeindruckend. Schon im Vorwort zeigt der Herausgeber anhand der Interpretation einer Moche-Keramik, die einen Mann mit einem Vogel auf der Schulter darstellt, welche Interpretationsmöglichkeiten es für eine so "einfache" figürliche Darstellung gibt. So lässt sich der Katalog nicht nur mit Gewinn betrachten, sondern auch lesen. Allerdings hätte ein kurzer Überblick über die Entstehung der Sammlung Ebnöther die Gesamterscheinung des Katalogs noch abgerundet. *MK*





David Grann:
**Die versunkene Stadt Z.
 Expedition ohne Wiederkehr
 – das Geheimnis des
 Amazonas.**

Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2010.
 ISBN 978-3-462-04199-6, 392
 Seiten, Abbildungen, Euro 19,95.

Heutzutage gibt es auf der Welt nur noch wenige Regionen, die nicht vollkommen erforscht sind. Eine davon ist das Amazonasgebiet. Noch Anfang des vorigen Jahrhunderts gingen zahlreiche Expeditionen in diesem Gebiet verloren. Eine der bekanntesten Forschergestalten zu Beginn des 20. Jahrhunderts war zweifellos der Engländer Percy Harrison Fawcett. Dieser hatte bereits mehrere Expeditionen im Amazonasgebiet unternommen, bevor er 1925 zusammen mit seinem Sohn aufbrach, um im Dschungel die Überreste einer alten Hochkultur aufzuspüren, die er die versunkene Stadt Z nannte. Die Zeitungen waren damals voll mit Geschichten über Fawcett und seine Expedition. Und als er

nach zwei Jahren immer noch nicht zurückgekehrt war, machten sich immer wieder Forscher und Abenteurer auf den Weg, um nach ihm und seiner Expedition zu suchen. Viele ließen dabei ihr Leben.

In einer spannenden Erzählung schildert David Grann die Geschichte Fawcetts und seiner Leidenschaft für den Amazonasurwald. Und er begibt sich selbst auf die Fährte des bis heute vermissten Forschers und findet dabei auch eine heiße Spur.

Der Leser des Buches bekommt nicht nur eine äußerst spannende Story (schon Arthur Conan Doyle ließ sich von Fawcett zu seinem Roman "Die vergessene Welt" inspirieren), sondern ebenso viele Informationen zur Geschichte der Entwicklung der menschlichen Kultur im Amazonasgebiet. Nicht umsonst dient das Buch als Vorlage für einen neuen Film mit Brad Pitt.

Grann versteht es meisterhaft, den Leser in seinen Bann zu schlagen und es dürfte nicht verwundern, wenn der Eine oder Andere im Anschluss an die Lektüre des Buches selbst aufbricht, um im Dschungel nach Fawcett und der versunkenen Stadt Z zu suchen. MK

Rezensenten: AG – Antje Gebel; MK – Mario Koch; RO – Rudolf Oeser; UTS – Ursula Thiemer-Sachse
 Preis- und andere Angaben ohne Gewähr.

Neuerscheinung

SHIUX INDIAN WATERLOO UND SPÄTE RENAISSANCE



In diesem dritten Buch der SHIUX TRILOGIE erfahren Sie alles über die Geschichte und Kultur der großen Sioux Nation. Insbesondere natürlich über deren Widerstand gegen die brutale Eroberungspolitik der US-Amerikaner, ihre vielen Kämpfe, über ihre siegreichen Schlachten am Rosebud und am Little Big Horn und über ihre bitteren Niederlagen. Und natürlich über die gnadenlose Indianerjagd des US-Militärs, welche ja nach vielen Auseinandersetzungen in der Ermordung der Siouxheroen Crazy Horse und Sitting Bull und im schrecklichen Massaker am Wounded Knee mündete. Dazu noch aktuelle Wohngebiete, Lebensumstände, News und Stammeszahlen und eine Kurzschilderung auch über alle anderen Angehörigen der Siouan-Sprachgruppe.

€ 39,95

Bestellungen:

Amerindian Research

Tel: +49(0) 39924-2174 (abends); E-mail: amerindianresearch@gmx.de

Band 1 : „Dakota – Jäger und Krieger vom Heiligen See“

€ 43,50

Band 2 : „Lakota – Herren des Büffellandes“

€ 34,85 (nur mehr Restexemplare erhältlich!)

Bestellen Sie die gesamte SHIUX TRILOGIE zum Vorteilspreis von € 109,90!

Die nächste Ausgabe von AmerIndian Research wird im Februar 2011 erscheinen. Darin finden Sie u. a. Beiträge über Esskultur und kulinarischen Wandel bei Delaware und Irokesen, den Aufstand der Dakota in Minnesota 1862, die Rückkehr Sitting Bulls aus dem kanadischen Exil und die Bedeutung des Thrones in der klassischen Mayagesellschaft.

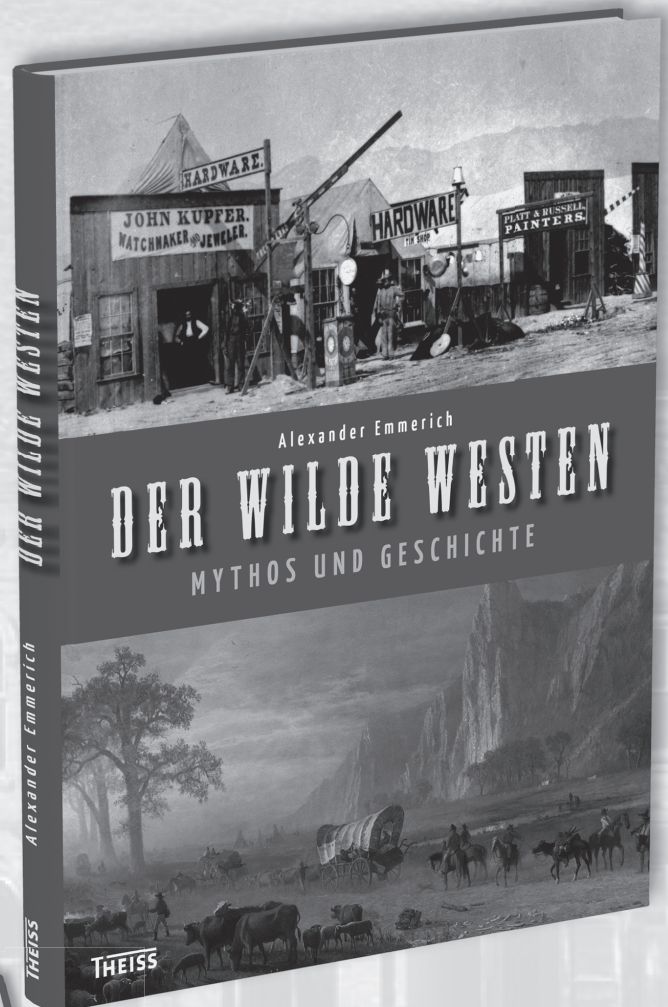


ONCE UPON A TIME ...

»Wahrheit – entstaubt und geklärt ... Das Buch ›Der Wilde Westen‹ besticht durch Tiefgang und Detailtreue.« *Zürcher Unterländer*

Winnetou und Old Shatterhand, Wyatt Earp und Doc Holliday – um diese berühmten Namen ranken sich bis heute zahllose Mythen und Legenden. Dieser reich bebilderte Band wirft einen Blick hinter die Kulissen. Erzählt wird die wahre Geschichte der Westexpansion – von der ersten Besiedlung des fast unberührten Landes bis hin zum Bau der transkontinentalen Eisenbahn. Sie brachte unzählige Goldsucher, Banditen und Abenteurer in die endlosen Weiten und schuf damit jenes Bild vom Wilden Westen, das wir bis heute vor Augen haben.

Interviews mit dem Autor, eine Leseprobe und mehr unter www.der-wilde-westen.net



Alexander Emmerich
Der Wilde Westen
 Mythos und Geschichte
 160 S. mit 120 meist farb. Abb.
€ 29,90
 ISBN 978-3-8062-2271-5



Unser Gesamtprogramm finden Sie im Internet unter www.theiss.de
 Telefon (07 11) 255 27-14
 E-Mail: service@theiss.de

THEISS



Diese Dakota-Bisonrobe stammt von etwa 1850 und befindet sich heute im Náprstek-Museum in Prag.
Bitte lesen Sie den Beitrag ab Seite 215.